



Nr. 42.

Erscheint Sonnabends  
und ist in der Post-Zeitungspreisliste  
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 19. Juli.

Abonnementpreis  
bei der Post oder im Buchhandel  
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Staatsraison. Eine Skizze. Von Eduard Engel (Schluß). — Auf den Spuren eines Verschollenen. Von Ernst Montanus. — Eherreichliche Grenzwanderungen. Von Wolfgang Kirchbach (Schluß). — Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das akademische Kunstjahr 1890. Von ... — Lebensgemeinschaften. Von Dr. Theodor Jensch. — Der Angriff auf eine moderne Fehlung. Von Hauptmann a. D. Max Liman. — Max Müllers Todesphantasien. Von Dr. Alfred Gotthold Meyer (Schluß). — Aphorismen. — Ein romantischer Roman. Von F. W. — Kleine Kritik.

## Staatsraison.

Eine Skizze.

Von

Eduard Engel (Berlin).

(Schluß.)

„Nicht höre aber auf, Lucie, Du verdienst einem wahrhaftig das bißchen Essen mit Deiner Erbarmerei. Erbarmen sich etwa die Kerls über uns? Hast Du's denn gar nicht begriffen: Staatsraison? Ich sollte denken, deutsch verstehst Du zur not. Und wenn die Kerls es absolut nicht anders haben wollen?! Warum halten sie denn nicht ganz einfach Frieden?“

„Vielleicht geht es ihnen schlecht,“ hauchte Frau Lucie. „Schlecht?! — Sage mal, wie kommst Du mir eigentlich vor? — Schlecht! Haben sie nicht Tag für Tag ihre schöne Arbeit und ihren sicheren Lohn? Sind wir ihnen den schon einmal schuldig geblieben? Tausende und Zehntausende möchten wer weiß wie gern an ihrer Stelle sein und finden gar keine Arbeit. Die Bande sollte sich lieber was schämen! Und nun gar beim «Deutschen Volksglück!» Und gerade jetzt, wo die vaterländische Industrie endlich mal einen ordentlichen Ruck aufwärts thut. Aber was macht sich dies vaterlandslose sozialdemokratische Pack aus Vaterland und aus Industrie? Wenn sie nur ihren Pumpernickel, ihren Speck, ihr Bier, ihre Zeitungen, ihre Schwatzversammlungen, ihre — —“

Ferner, aber immer näher kommender Trommelwirbel und Päckelblötenklang unterbrach des Geheimen Kommerzienrats beredte Entrüstung. Mit festem soldatischen Gleichtritt dröhnte es vom Bahnhof heran, die schöne Villenstraße daher, die nach dem Kaiser-Wilhelmsplatz, dem Mittelpunkt des Grubenstädtchens, führte.

„Na, Gott sei Dank!“ rief Herr Vollmer aus erleichtertem Herzen. „Da sind unsere blauen Jungens! Jetzt wollen wir mal sehen, wer recht behält. Hier kommt die Staats-

raison leibhaftig anmarschiert, mein Schatz. Kannst sie Dir ansehen, in Lebensgröße. Siehst Du, die Musik voran, die haben sie gleich mitgebracht; also kann der Tanz losgehen. Wenn der Hauptmann, der da hinter der Musik marschiert, das Signal geben läßt und die Kerls dreimal vergeblich zum Auseinandergehen aufgefordert hat, dann läßt er dreinpfeffern, daß die Stücke fliegen.“

Er war am Eßtisch stehen geblieben und legte sich eine große dicke Scheibe des blaßrothigen geräucherten Lachses auf ein geröstetes Brötchen und laute verklärten Blickes. Seine Kimbadenmuskeln unterwärts des kurzgestutzten rötlichen Backenbarts hüpfen auf und nieder. Lucie sah es mit einer Deutlichkeit wie nie zuvor, und wie nie zuvor widerte sie gerade jetzt dieses Muskelspiel an. Sie wußte nicht, weshalb, und dann schämte sie sich wieder ihres Gefühls, welches dem Ekel gleichkam, und suchte nach einer Beschönigung für den Mann: „Mein Gott, wenn es ihm nun doch mal schmeckt!“

Sie wartete, bis er ausgekaut, und erst, während er nach der Glasbüchse mit den Piccalillies griff, sagte sie demütig: „Lieber Karl, um Gottes willen, bedenke, es sind ja lauter Menschen, und so viele Familienväter drunter, wie Du.“

„Eben weil es Familienväter sind,“ brauste er auf und stieß die runde Glasbüchse auf den Tisch. — „Aber die lassen lieber ihre Familien hungern und der öffentlichen Armenpflege zur Last fallen, so daß die Kommunalsteuern für uns noch höher steigen, als sie ohnehin sind, noch über die dreihundert Prozent Zuschlag hinaus, statt daß sie ruhig an ihre Arbeit gehen. Aber natürlich, faulenzeln und Reden halten und Beschlüsse fassen und sich in Berlin kajoieren lassen, das ist alles viel angenehmer als arbeiten. Denke an meine Worte: es ist der reine Anarchismus! Aber in Berlin wollen sie es ja nicht wahr haben und reden ihnen noch ordentlich nach dem Munde, in den Zeitungen und im Reichstag und selbst beim — —“

Eben schmetterte draußen die Musik und verschlang des Geheimen Kommerzienrats politische Unzufriedenheit. Er trat aus Fenster, öffnete den einen Flügel trotz des klingenden

Dezemberfroste und lehnte sich, soweit es anging, in die Straße hinaus, um sich die Anwendung der Staatsraison anzusehen. Lucie hörte von ihm nur noch abgerissene Worte von draußen ins Zimmer hinein: „Über zweitausend Bummler — — Maulaffen feil zu halten — — Kompanie hält — —“

Die große Stuhluhr über dem Marmorkamin schlug ihr helles Eins.

„Die Zeichenstunde ist zu Ende, jetzt kommt Richard gleich!“ rief Frau Lucie freudig. Dann aber schrie sie angstvoll auf und trat dicht ans Fenster: „O mein Gott, unser Richard, — lieber Karl, unser Richard — —“

„Na, was ist denn mit Richard?“ rief er von draußen, ohne sich umzudrehen.

„Er muß ja über den Kaiser Wilhelmsplatz!“ Sie griff nach ihres Mannes rechter Hand und zerterte ihn mit Gewalt vom Fenster.

Auch der Geheime Kommerzienrat fühlte eine unbestimmte Angst in der Kehle; dann aber machte er sich sanft, gemächlich von seiner Frau los: „Liebes Kind, Richard ist doch kein Baby mehr. Er kann dann eben nicht über den Platz kommen und nimmt den kurzen Umweg über die Rheinstraße. Habe Dich doch nicht so.“

„Aber wenn er nun doch —“ stöhnte Frau Lucie. In dessen ihr Mann hing schon wieder mit dem Oberkörper zum Fenster hinaus.

Unheimliche Stille breitete sich über den weiten Platz, den die zu Tausenden gescharten Arbeiter und Neugierigen anfüllten. Nur ein paar kurze Lokomotivpfeife kreischten durch die Luft. Zuweilen auch drang bis in die offenen Fenster vereinzelt lautes Gelächter, vielleicht über einen Dummenjungewitz aus der Menge. Die Soldaten standen wie eine Mauer; ihre Helmpitzen und Bajonette blinkten in der hellen Winter Sonne. Aber jetzt begann es in dem lauten Menschenhaufen auf dem Platz zu schieben und zu wogen; die hinten Stehenden drängten gewaltig nach vorn. Näher und näher wälzte sich die vorderste Menschenwelle auf die zu langer, dünner Front auseinandergezogene Kompanie.

Horch, ein Kommando von weithin hallender Befehlsstimme. Ein kurzes, fremdartiges, gellendes Trompetensignal dringt schmetternd in die Lüfte. Eine meckernde Zungenstimme äfft höhrend das Warnungszeichen nach. Dann eine Aufforderung. Man versteht nicht, wie sie lautet, aber man hört es bis hierher, wie furchtbar ernst es dem Manne ist, der dort ruft. Nun noch einmal dieselbe Stimme, und zum drittenmal, — dann ein Kommando! War es nicht: Feuer!? — Ein Signal im Dreieckeltakt, rollendes Flintengeknatter, Geheul und Geschrei ohne Ende. —

Frau Lucie ist mit einem leisen Schrei ohnmächtig auf den nächsten Stuhl gesunken; ihre Lippen sind bläulich-blau. Der Geheime Kommerzienrat, etwas weniger purpurn, tritt ins Zimmer zurück: „Na, so beruhige Dich nur, das war auch nur mehr Geschrei als Wolle. Sie haben ja hoch gezielt und in die Luft geschossen. — Aber so komm doch zu Dir, Lucie!“ Er rüttelt sie unsanft bei den Schultern. „Sie haben es nicht anders haben wollen; man muß eben hören, ehe ein Ohr abfällt.“ — Er hat eins der großen geschliffenen Krystallgläser voll Wasser geschänkt und versucht, der Frau ein paar Tropfen einzusülzen. Sie liegt mit dem Kopf über der Stuhllehne,

ihre Zähne schlagen aufeinander, ihre Augen iren suchend nach dem Fenster; das Wasser trieft auf ihr Kleid und die matt niederhängenden Hände.

Der Geheime Kommerzienrat ist ganz still geworden. Jetzt, wo das Geschehen, was er soeben noch für die wahre Staatsraison erklärt hatte, ist es mit seiner Beredsamkeit zu Ende. Er fühlt es — ein ihm ganz fremdes Gefühl — beinahe wie Verlegenheit über sich kommen. Ob er nicht noch etwas essen soll? Ja, wenn etwas recht Pitantes da ist. Ein paar Sardellen vielleicht? „Schade, sind nicht da. Na, dann nicht. Aber da sind ja Sild oder halt, noch besser, ein Kollmops!“ Einen Kollmops — das ist es, was er braucht. —

Ein heftiges, lautes Schellen an der Thür Glocke des Vorgartens unterbricht ihn mitten im Aufrollen des Kollmopses. Der Pförtner hat die Gartenthür geöffnet. Schwere, langsame Schritte kommen über den gefrorenen Kiesweg, dann durch den Flur, auf die Thür des Ezimmers los. Man öffnet sie von draußen, ohne vorher anzuklopfen, und nun sind sie mitten im Zimmer: zwei Männer im Bergmannskittel, die Klappen auf dem Kopf, und legen den Leichnam des erschossenen Knaben auf den weichen Smyrnatteppich, dessen helle Arabesken die wenigen noch aus der Brustwunde sickern den Blutstropfen schnell auffangen.

## Auf den Spuren eines Verschollenen.

Von

Ernst Montanus.

Bis in unser Jahrhundert hinein waren von dem Australkontinent erst die Küstengebiete erforscht worden, und auch dann machte die Erschließung seines Innern zunächst noch sehr langsame Fortschritte. Die Versuche dazu gingen naturgemäß von Neusüdwales aus und begannen 1813 mit der Uberschreitung der bis dahin für unüberwindlich gehaltenen Blauen Berge, die jetzt längst von einer Bahnlinie durchzogen werden.

Orley, Allen Cunningham, Major Mitchell, Eyre und Frank Gregory machten sich verdient um die Erforschung der um die kolonisierten Teile der Küstengebiete sich ausdehnenden Gebirgsländer, allein erst seit der Mitte des Jahrhunderts begannen die Versuche, den ganzen Kontinent zu durchkreuzen und über die Natur seines Innern endlich wahrheitsgetreue Kunde zu bringen.

Ein solches Unternehmen galt nach dem, was man durch frühere Ansätze dazu erfahren hatte, eigentlich von vornherein als aussichtslos und undurchführbar. Sturt, der von Süden hatte vordringen wollen, war durch eine nach seiner Überzeugung endlose Wüste zurückgeschleudert worden; im Osten erfuhr Mitchell das gleiche Geschick, und was man in Nord- und Südwesten erforscht hatte, schien ebenfalls dafür zu sprechen, daß das ganze Innere nichts sei, als eine ungeheure, dürre Wüste, jeglicher Kultur unzugänglich und voll von Gefahren und Schrecknissen, die es als eine nutzlose Tollkühnheit erscheinen ließen, tiefer hineinzudringen.

Da war es ein Deutscher, der den festen Entschluß faßte, dies dennoch zu wagen, und den Wagn zu lösen, der über dem Innern des australischen Festlandes schwebte. Dieser kühne Forscher hieß Ludwig Leichhardt. Seine erste große Expedition hatte den schönsten Erfolg und spornete ihn an, nimmehr den ganzen Kontinent von Osten nach Westen zu durchziehen.

Mit frohen Hoffnungen trat er die Reise im Dezember

1847 an, eine letzte Nachricht kam von ihm am 3. April 1848, und seitdem ist er mit seinen Gefährten verschollen. Verschiedene Unternehmungen haben über sein Ende Klarheit zu bringen gesucht, jedoch vergebens. Nun kommt aus Melbourne die Nachricht, daß abermals eine Expedition ins Innere vorbereitet wird, um noch einen Versuch zu machen, Aufschluß über das Geschick des seit 42 Jahren Verschollenen und seiner wackeren Genossen zu erhalten.

Dieser Anlaß fordert dazu auf, in kurzen Zügen das Andenken an den Reisenden zu erneuen, der auch ein edler, liebenswerter Mensch war, und dessen Name für immer mit der Geschichte der geographischen Erforschung des fünften Welttheiles verknüpft bleiben wird.

Friedrich Wilhelm Ludwig Leichhardt ist ein Kind der Mark Brandenburg und am 23. Oktober 1813 zu Trebatsch bei Weeskow geboren. Seine Eltern waren schlichte Bürgerleute, die mit vielen Kindern gesegnet waren. Trotzdem ließen sie ihren gute Anlagen verratenden Ludwig des Gymnasiums in Stottbus besuchen und dann in Göttingen und Berlin Philologie und Naturwissenschaften studieren. Er hing mit zärtlicher Liebe an seinen Eltern, und als er sich entschlossen hatte, Forschungsreisender zu werden, und sich nach vorbereitenden Studien in London und Paris und Reisen durch Italien und die Schweiz nach Australien einschiffte, schrieb er vorher an die Lieben daheim: „Wenn man von Gütern sich trennt, erkennt man, welchen Wert sie haben, weit tiefer und schmerzlicher, als wenn man in vertrauter Gemeinschaft lange mit ihnen lebt. Ihr, das weiß der liebe Gott, seid meine höchsten Güter stets gewesen; ich muß von Euch gehen, weil es der Gang meines Lebens so mit sich bringt.“

1842 landete Leichhardt in Sydney und suchte sich alsbald durch längere Ausflüge, die er zum Anlegen wertvoller Sammlungen benutzte, auf eine Durchkreuzung des ganzen Kontinentes vorzubereiten, die er von vornherein als Hauptziel und eigentliche Aufgabe ins Auge gefaßt hatte. Er lebte wochenlang einsam im „Busch“ und machte sich mit den Mühsalen und Gefahren des australischen Wanderlebens vertraut, indem er die der Kultur erst teilweise erschlossenen Gebiete von Neusüdwales, Moreton-Bay und Neuengland durchstreifte. Es gelang ihm, nutzbringende Beziehungen anzuknüpfen und Privatleute und die Regierung für eine von ihm geplante Expedition zu interessieren, welche von Sydney aus in möglichst gerader Richtung nach Nordwesten gehen sollte, um Victoria am Port Essington auf der Coburg-Halbinsel zu erreichen.

Am 14. August 1844 segelte er von Sydney nach der Moreton-Bay, wo die Landreise begann. Dieselbe war mit unerhörten Anstrengungen und Mühseligkeiten verbunden. Auf der Wanderung durch trostlose Einöden gingen die Lebensmittel aus, so daß die schon halb verhungerten Mitglieder der Expedition (acht an der Zahl) zuletzt sogar die Haut ihrer geschlachteten Ochsen verzehrten, nachdem man sie eine Nacht hindurch gekocht hatte, da sie dann immer noch besser schmeckte, als das entzeglih zähe Fleisch der gleichfalls dem Hungertode nahen Tiere. Leichhardts Gefährte Gilbert fiel einem nächtlichen Überfalle durch die schwarzen Ureinwohner zum Opfer; die übrigen erreichten am 17. Dezember 1845 Port Victoria und kehrten vier Wochen später zu Schiff nach Sydney zurück, wo das glückliche Eintreffen der längst Verlorengeglaubten allgemeinen Jubel erregte.

Leichhardt erhielt eine ansehnliche Belohnung von der Regierung, man veranstaltete eine öffentliche Subskription zu seinen Gunsten, und die Akademien von London und Paris zeichneten ihn aus. Die Ergebnisse seiner Reise, durch die er der Entdecker von Queensland und Nordaustralien geworden ist, waren aber auch höchst bedeutende; ausgedehnte Gebiete für Weid- und andere Kolonisationszwecke waren dadurch erschlossen worden.

Schon auf der Rückreise hatte er den kühnen Plan gefaßt, nunmehr den ganzen Kontinent von der Ostküste bis zum Schwänenfluß im Westen zu durchkreuzen und dann längs der

Westküste bis Port Essington im Norden zu ziehen. Die Mittel zu dieser neuen Expedition wurden mit Leichtigkeit aufgebracht, und schon im September konnte der rastlose Forscher, mit Vorräten für zwei Jahre versehen, aufbrechen. Sechs Weiße und zwei Schwarze begleiteten ihn, aber durch Krankheit und die Unlust seiner Genossen scheiterte das Unternehmen, so daß Leichhardt schon um die Mitte des nächsten Jahres zurückkehren mußte, ohne nennenswerte Erfolge erzielt zu haben.

„Ich bin von einer Entdeckungsreise zurückgekehrt,“ schrieb er damals, „doch nicht so siegreich mit fliegenden Fahnen und unter dem Zujuchzen eines ganzen Volkes, sondern erschöpft von Krankheit, mit unzufriedenen Gefährten, sah ich mich gezwungen, selbst ehe ich noch in unbekannte Gegenden eindrang, umzukehren und meine Gefährten nach Ägyptens Fleischstöpseln zurückzuführen. Die Ursachen dieses Mißlingens sind ungefähr die folgenden: Die jungen Leute, welche ich mit mir nahm, waren aus Sydney; sie waren an ein weiches, behagliches Stadtleben, aber nicht an das harte Leben des Busches gewöhnt. Ihrem Körper fehlte jene Elastizität, vermöge welcher, wenn auch der Krankheit unterliegend, man sich schnell erholt und dem Gemüt jene Zufriedenheit und Schmieglamkeit zurückgibt, welche sich nur der Gegenwart zuwendet und nicht in die Ferne schweift oder zu den verlassenen Freunden des Stadtlebens verlangt. Sie kannten kein anderes Interesse als ein weltliches; sie hofften am Ende ihrer Reise von der Regierung Anstellungen und vom Volke Geld zu erhalten. Sie hatten unseren Empfang in Sydney bei unserer Zurückkunft von Port Essington gesehen und glaubten, ohne Schwierigkeit dieselben Vorbeeren ernten zu können. Sobald die Schwierigkeiten der Reise kamen, war ihre Festigkeit erschüttert, und anstatt sich ihrer früheren Dankbezeugungen zu erinnern, betrachteten sie mich als einen harten Meister.“

Um so mehr fühlte Leichhardt sich jetzt angetrieben, diesen Mißerfolg wett zu machen. Mit möglichster Eile traf er seine Vorbereitungen und brach am 28. Februar 1848 abermals auf, das inzwischen entdeckte Thal des Barcu zum Wege in das Innere wählend. Sein letzter Brief kam aus Macphersons Station am Coganfluß und meldete, daß Leichhardt und seine Begleiter wohl auf seien — seitdem fehlt jede sichere Nachricht über ihre ferneren Schicksale. Sind sie in einer jener schrecklichen Einöden des Innern den Qualen des Hungers und Durstes erlegen, sind sie einem hinterlistigen Überfall der Wilden erlegen — wir wissen es nicht!

Auf drei Jahre hatte Leichhardt selbst die Dauer seiner Expedition veranschlagt, es dauerte daher eine Weile, bevor man in den Kolonien zu der Überzeugung gelangte, dieselbe müsse verunglückt sein, und Versuche machte, darüber Gewißheit zu erlangen und, wo möglich, einzelnen, vielleicht noch irgendwo am Leben befindlichen Mitgliedern derselben Hilfe zu bringen.

Die zu diesem Zwecke unternommenen Expeditionen von Hely (1852), von Gregory (1858) im Auftrage der Leichhardt-Association, von Mac Intyre (1865), der selbst dabei sein Leben einbüßte, und von John Forrest (1869) sind sämtlich erfolglos geblieben. Gilmore (1871) drang bis zu der Gegend vor, wo Leichhardt vermutlich sein Ende gefunden hat, und will dort Gräber von Weißen entdeckt haben. Nach einer Kunde aus dem Innern, die später Beamten des Überlandtelegraphen zuzug, glaubte man bisher mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen zu dürfen, daß der kühne Forscher mit seinen Genossen unter dem 25. Grade südlicher Breite und dem 138. östlicher Länge beim Übersetzen über einen Fluß von Eingeborenen niedergemacht worden sei.

Anderer, viel bestimmter auftretende Nachrichten haben sich längst als Humbug enthüllt. Großes Aufsehen erregte es, als 1874 ein geflüchteter Sträfling, Namens Hume, auftrat und behauptete, an der Grenze von Queensland und Südaustralien längere Zeit mit einem Gefährten Leichhardts, Adolf Claßen, zusammengelebt zu haben, doch ergaben sich bald die begründetsten Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit. Ebenso ist ein gewisser Stuthorpe, der Leichhardts und Claßens Tagebücher

nebst anderen Reliquien der Expedition zu besitzen vorgab, bis heute alle Beweise für seine Behauptungen schuldig geblieben.

Nun aber hat, wie aus einer Zuschrift des bekannten Botanikers Ferd. v. Mueller in Melbourne an „Petermanns Mitteilungen“ hervorgeht, ein in ganz Westaustralien als better Kenner von Land und Leuten bekannter Hinterwäldler, Mr. Alexander M'Phee, an der Lagrangebay im Kimberley-Distrikt (Westaustralien) aus dem Munde von Eingeborenen neue und scheinbar zuverlässige Kunde erhalten. Die ältesten Männer eines von ihm aufgesuchten Stammes wollten nämlich vor langer Zeit von einem weiter südlich in der Wüste hausenden Stamme vernommen haben, es seien zwei Weiße und zwei fleidete Schwarze, die mit Pferden von Nordosten her gekommen, in jener Gegend verdurstet. Zuerst seien die Tiere umgekommen, dann wären die Weißen einer nach dem anderen verschmachtet, nachdem sie weit und breit vergebens nach Wasser gesucht. Die Wilden behaupteten ferner, daß noch eine Art der Verunglückten bei dem Nachbarstamme vorhanden sei, dergleichen Gebeine, Überreste von Geschirren der Pferde und andere Reliquien.

Die Victoria-Abteilung der «R. Geograph-Society of Australasia,» die zu Melbourne ihren Sitz hat, beabsichtigt nun, M'Phee nach dieser mutmaßlichen Todesstätte unseres Landsmannes und seiner Gefährten zu entsenden, um, wenn irgend möglich, Licht in das geheimnisvolle Dunkel zu bringen, das über ihrem Ende ruht. Die Möglichkeit, daß Expeditionsteilnehmer noch am Leben sein könnten, muß freilich als ausgeschlossen gelten, doch hofft man, Instrumente und vielleicht auch Tagebücher und sonstige Aufzeichnungen zu retten. Diese soll M'Phee mit Hilfe des in der Gegend hausenden Stammes sorgsam sammeln und endlich eine Steinsäule als Denkstein an dieser Örtlichkeit errichten.

Hoffentlich werden sich diese Erwartungen erfüllen; wir, in der Heimat Leichhardts, werden das Unternehmen mit unseren besten Wünschen begleiten und mit Spannung auf die Ergebnisse desselben, von denen wir vielleicht bis gegen Ende dieses Jahres Kunde erwarten dürfen, harren.

## Österreichische Grenzwanderungen.

Von

Wolfgang Kirchbach.

(Schluß.)

Wenn man kann an allen Grenzen Österreichs nach Deutschland hin den Stammeszusammenhang der diesseitigen und jenseitigen deutschen Bevölkerungen ganz genau verfolgen. Von Bodenbach über Aussig bis Teplitz und Karlsbad hin sitzen oben im Erzgebirge und unten im Lande bis über die Eger hin vorwiegend Deutsche, welche die Sprache des sächsischen Erzgebirges und des sächsischen Voigtlandes ziemlich genau so bewahren, wie man sie drüben über der Grenze im Königreich Sachsen spricht. Diese Deutschböhmen sind allem Anschein nach nichts anderes als Obersachsen und die nächsten Verwandten der Bevölkerung Thüringens und des Königreiches Sachsen. Gebärde und Haltung, geselliges Wesen und die Sprache, welche selbst in Teplitz noch die Sprache des Meißener Hochlandes ist, alles läßt diese Deutschböhmen als Ansiedler erscheinen, welche über das Erzgebirge hinab in die Thalebenen gestiegen sind und auch sich fortwährend von den Höhen des Erzgebirges und Voigtlandes durch Nachschub erneuen. Als ich mitten im bayrischen Gebiet, unter bayrisch redenden Menschen den unglücklichen Alfred Meißner, den bekannten deutsch-böhmischen Dichter, kennen lernte, glaubte ich einen Mann aus dem Meißener Land in diesem Teplitzer zu sehen. Denn er sprach nicht nur das Hochdeutsche mit der Bürgerlichkeit des mitteldeutschen Mannes, er hatte auch in seinem Wesen ganz

jene gehaltene Liebenswürdigeit, Feinheit und überlegene Ruhe, welche die gebildeten Männer von thüringischem und altfränkischem, oberfränkischem Gepräge auszeichnet, die das Königreich Sachsen sowohl im Voigtland wie im Meißener Land bewohnen. Gerade diese altfränkische Art findet man in den Gegenden Nordböhmens, von denen wir schreiben, vielfach; mittelfränkisches Feuer und leichtes Blut, mittelfränkisches Lebensseligkeit und Ruhelosigkeit wird man, da ja sie auch massenhaft nach Österreich eingewandert ist, in anderen Gegenden, ganz besonders in der alten Mark Österreich suchen müssen. So weist der Volkscharakter des Wieners ja eigentlich, zum Unterschied von dem schwerfälligen Wesen des unverfälschten Bajuwaren, durchaus das leichtlebige und lebensselige Wesen des Mittelfranken auf. Man hat diesen Charakter der Wiener Bevölkerung, der sich z. B. so ganz außerordentlich von dem schweren und zornigen Wesen des stammverwandten Münchener unterscheidet, auf slawische Vermischungen schieben wollen; viel mehr Anteil daran aber dürfte das fränkische Blut haben, welches seit den Zeiten der Babenberger zeitweilig immer wieder in die Erzherzogtümer über Wels und Linz hereingekommen ist und gewiß nicht ohne Einfluß auf die Bildung des Wienertums gewesen ist. Wer durch die Erzherzogtümer gen Wien kommt, wird ein Beispiel bis zum heutigen Tage die ganz veränderte Bauart der Bauernhäuser nicht ohne Erstaunen bemerken, welche in Oberösterreich und Niederösterreich, verglichen mit Salzburg und oberbayrischen Landen, herrscht. Vergeblich wird man bei bajuwarischen Bauern dieselbe suchen. Wer aber aus Franken und Thüringen kommt, der wird eine merkwürdige Ähnlichkeit der Bauernhäuser bemerken und sich entsinnen, daß er sogar im Berrathal Ähnliches gesehen hat. In Wien dürfte eine starke Vermischung von fränkischem Blute mit dem Blute der Bajuwaren, gleichzeitig aber auch der lebhaftere Charakter der Gebirgsbevölkerung mit ihrer „Schneid,“ welche in Wien zur Stadtbevölkerung wird, den lebensvollen Grundcharakter dieser deutschen Stadt bestimmt haben.

Indessen wir wollen nicht zu tief ins Innere des Kaiserreichs der Habsburger dringen; wir wollen an den Grenzen bleiben, wo die Vermischung deutscher Stämme nicht so innig gewesen ist und sich die Stammesgruppen und Völkerguppen deutlicher unterscheiden. Man kann in Nordböhmen, wenn man am Erzgebirge hinwandert, sehr bald bemerken, wie man bei Karlsbad allmählich süddeutsche Menschen antrifft, während vorher noch mitteldeutsches, oberfränkisches Wesen überwiegt, welchem ja natürlich ein gewisser wienerischer Schliß nicht abgeht; denn wir sahen, daß der große Mittelpunkt an der Donau mit seinen Beamten und sonstigen Einwirkungen mächtig ist. Man „wiener“ also auch hier; aber es ist künstliche Zucht. Kommt man von Karlsbad weiter westlich, so gewinnt die Mundart süddeutsches Gepräge; man merkt, hier sind Bayern eingewandert und haben, wie in Wien, so auch hier mehr oder minder die Mundart bestimmen helfen. Zwar die sogenannte Egerländer Mundart hat ein ziemlich eigenartiges Gepräge; sie scheint die Mitte zu halten zwischen erzgebirgischer und bayrischer Mundart; doch überwiegt das süddeutsche bayrische Wesen ganz mächtig; und ganz abgesehen von der Mundart der Bauern, gewinnt das bürgerliche Wesen einen Anstrich, der mehr auf die bayrische Verwandtschaft hinweist. Wandern wir nun vollends den Böhmerwald entlang zu den „Häferfürsten,“ so zweifeln wir keinen Augenblick, daß diese zähe, eisenthöpfige urdeutsche Bevölkerung drüben über den Böhmerwald in der Oberpfalz und Niederbayern ihre nächsten Verwandten hat, und daß die bayrischen „Waldler,“ diese trotigen Bewohner des Bayrischen Waldes, ihre Verwandtschaft seit alter Zeit auch über den Böhmerwald hinüber abgefunden haben, wo diese, im Grenzwiderstande gegen slawisches Wesen, nur noch hartköpfiger geworden ist.

Fühlt man sich in diesen Grenzgebieten, besonders in Nordböhmen noch gänzlich unter deutschen Stammesgenossen, welche ihre Eigenart rein bewahrt haben, so wird man um so mehr erstaunt sein, wenn man etwa am Fuße des Erzgebirges

in einen Eisenbahnwagen steigt und sich darin von einem tschechischen Schaffner bedient sieht, der aus dem inneren Böhmen durchfährt und eine gewisse Herrschermiene und Gebieterweise merken läßt, als sei eigentlich er hier der wahre Herr im Lande. Mitten im deutschesten Ortchen, wo der Mann aus dem Königreich Sachsen noch seine heimische Sprache vernimmt, kommt da plötzlich eine Schaffnerchar mit dem Zuge an, steigt auf dem Bahnhof ab, radbrecht einige deutsche Laute und erfüllt dann die Luft mit Flüchen und Verwünschungen in der Sprache Ziskas. Und was das Seltsamste ist: Viele von diesen Männern haben nicht das Ansehen slawischer, böhmischer Leute, nicht das schlichte Blond der Tschechen, sondern der Kenner deutscher Eigenart sieht fränkische, thüringische Bärte, sieht deutschen Wuchs und Körperbau, von dem er weiß, daß er ganz wo anders zu Hause ist, als drinnen im eigentlichen Tschechenlande. Mehrere dieser Schaffner gaben mir viel zu denken. Auf den ersten Blick hält man sie für Slawen, denn sie schlendern, statt zu gehen, vor ihren Wagen herum. Das Schlendern ist nun zwar eine allgemeine Angewohnheit des Österreicherers; auch der österreichische Offizier schlendert mit einer gewissen angenehmen Nachlässigkeit, sehr zum Unterschiede vom deutschen oder italienischen Offizier. Aber unsere böhmischen Schaffner schlendern noch ganz anders einher; sie suchen etwas darin, ihre Glieder möglichst nachlässig um sich herumzuwerfen, und indem sie in der Sprache Ziskas zu reden und zu rufen beginnen, nehmen sie ein Gebärdenpiel fremdartiger Menschen an, das aufgeregter, lässiger und schneller erscheint, als das der deutschen Männer. Mehrere dieser Männer habe ich lange beobachtet. Frankensbärte in slawischer Vermummung! Thüringische Gesichtser und tschechisches Gebärdenpiel! Jede Sprache nötigt den Menschen unwillkürlich auch zum landläufigen Gebärdenpiel. Jetzt aber trennt man sich, man sieht sich nicht mehr von den Männern mit den echten Slawengesichtern beobachtet. Und siehe da, selbst der Gang wird auf einmal ein anderer; eine ruhigere Gebärde kennzeichnet für einige Augenblicke unsern Mann; es ist ein Rückfall, deutsche Art wagt sich verstoßen hervor, und der Beobachter aus dem Reiche kennt sie genau, diese deutsche Art. Der Zugführer pfeift; die Schaffner steigen auf und nehmen von neuem eine Gebärde an, die nach deutschen Begriffen linksch und liederlich ist; tschechische Klufe ertönen und der Zug fährt weiter. War das ein Maskenzug? Waren das verkleidete Gestalten? War mir's doch, als hätten sie sich in eine Sprache und Gebärde verummumt, die sie unkenntlich machen sollte! Wie ein Traum ist dieser Maskenzug vorüber; der Bahnhofsinspettor, der ein ruhiger Deutscher ist mit dem voigtländischen, altfränkischen Gesicht, das einem Jean Paul und Schumann ähnelt, geht in sein Haus zurück in der gesetzten und stillen Weise deutscher Urväter und Hausherrn.

Aber nicht nur in den böhmischen Grenzlanden kann man solcherlei tägliche und vielfagende Abenteuer erleben; die Sprache Ziskas hört man neuerdings auch in Salzburg öfters, als daß man nicht auch hier zu anziehenden Beobachtungen Anlaß hätte. Hier sind es sehr oft Offiziere, welche in einem Gasthaus am buntgedeckten Tische beim Schoppen Rotwein sich in böhmischer Sprache vernehmen lassen, aber, wie es scheint, grundsätzlich damit nicht beachtet werden. Es liegt im bairischen Wesen, daß man sich nicht so leicht aus seiner Ruhe schrecken läßt, aber man wird sich auch nicht so leicht dem fremdländisch redenden Manne anpassen, wie das im Norden leicht geschieht. Wenn ein Mann aus dem Königreich Sachsen ins Böhmisches hinüberkommt, so fängt er meist sofort an mit dem Kellner „weanerisch“ zu reden. Er braucht nur über die sächsische Grenze auf den hohen Schneeberg zu steigen, den er von Dresden aus ziemlich nahe vor sich liegen sieht, so fühlt er sich plötzlich als Österreicher und wechselt sein deutsches Gold gegen Gulden ein, unter allerhand Anstrengungen, sich dem Kellner auf „wienerisch“ verständlich zu machen. In dieser Anschmiegsamkeit der ober-sächsischen Bevölkerung, zu der ein Teil der Nordböhmern gehört, würde eine gewisse Gefahr für das Deutsch-

tum auch gegenüber den Tschechen liegen, und sicherlich verliert die Arbeiterbevölkerung, welche sich sehr wesentlich vom Bauernstand und Bürgerstand unterscheidet, hierin wechselseitig nur zu leicht ihr Volkstum in Sachsen und Böhmen. Nach der bairischen Grenze zu dürfte diese Gefahr geringer sein, weil der Mann aus bairischem Stamme nur sehr wenig diese Anpassungsfähigkeit und eine gewisse Gleichgültigkeit hat im Verkehr mit fremdländischem Wesen, die ihn mehr auf sich selber stellt.

Es wäre hochanziehend in Handel und Wandel, Arbeiterverkehr und sonstigem Bevölkerungsaustausch, den tiefen inneren Zusammenhang der deutschen Länder in Österreich und Deutschland einer genaueren Betrachtung zu unterziehen, wie er sich an den Grenzen darstellt. Da trifft Du oben im böhmischen Erzgebirge den Viehhändler, der jede Woche einmal nach Dresden hinunterkommt und mehr zu Deutschland als zu Österreich zu gehören scheint; auf der Landstraße aber im Angesichte des Riesengebirges kannst Du den österreichischen Veteranen sprechen, der über Land geht und in der Mundart der Erzgebirgler Dir erzählt, daß er in Italien und bei Königgrätz, in Schleswig und in der Herzogowina mitgefochten hat. Von den Russen spricht er, und wie wohl bald der Krieg beginnen würde, den er nicht mehr mitmachen könne, und dann gelteht er Dir, daß Österreich da ganz allein dastehen würde, denn Deutschland würde wohl — so sagen die Tschechen — doch nicht mitzuschlagen. Wie oft hat der Reichsdeutsche in Böhmen ebenso gut wie in den Erzherzogtümern und Tirol, wenn er mit Männern aus dem Volke spricht, diese Besorgnis zu zerstreuen, daß das deutsche Bruderreich im ausschlaggebenden Augenblicke doch nicht auf der Seite Österreichs stehen werde. Was mein alter böhmischer Veteran fürchtete, wie oft habe ich es auch von anderen gehört! Und eine gewisse Traurigkeit habe ich nicht nur an ihm dabei bemerkt! Und wie kommt dann, wenn das wechselseitige Zutrauen gewachsen ist, allmählich der Herzenswunsch zur Aussprache, daß den deutschen Brüdern in beiden Reichen, Seite an Seite, in alter Treue vergönnt sein möchte, den Verteidigungskampf zu schlagen. Du wanderst weiter im Egertale, Du trittst in den Gasthof, wo die Küche gleich mit in der Gaststube ist, und hörst von den Bauern mancherlei, was die Bürgerschaft unverfälschter deutscher Gesinnung ist und lernt in Handel und Wandel den lebhaften Austausch kennen, der zwischen den diesseitigen und jenseitigen Völkern herrscht.

Eine andere Gegend des Böhmerlandes, die zu den schönsten gehört und massenhaft von Deutschen aus dem Reiche fortwährend besucht wird, ist die Gegend zwischen Zittau und Bodenbach, wo die böhmische Grenze ein beträchtliches Stück zwischen sächsische Gebiete hineinläuft. Hier und weiter hinein ins Böhmerland ist das Eldorado jener schönen und leider auch allzu liebenswürdigen Mädchen, welchen mancher Dresdener Radfahrer seinen Besuch abstattet. Man streitet sich, ob die Deutschböhminnen oder die Tschechinnen die schöneren und gastfreieren sind. Große Dörfer giebt es hier, wo beinahe in jedem vierten Hause jenes ungehobeneren Leben herrscht, das manche Dresdener Hausfrau mit Sorge erfüllt, wenn der Mann „nach Böhmen“ geht. Der Radfahrport hat die Entfernungen demmaßen abgekürzt, zumal viele der herrlichsten Landstraßen ins Land der Granaten führen, daß diese böhmischen Fahrten zum dauernden Vergnügen der Dresdener Junggesellen, Fußwanderer und Radfahrer gehören, und die „gemüthlichen Sachsen“ pflegen da erst so recht anzutauen, und die Leichtlebigkeit, die sie vor norddeutschen Stämmen auszeichnet, auf das heiterste mit der Leichtlebigkeit deutscher und slawischer Böhminnen zum anmutigsten Bunde zu vermählen. Wenn nun auch an der Donau, z. B. vom schönen Passau aus, so manche Vergnügungsfahrt ins Österreichische gemacht werden soll, wie Eingeweichte in Bayern erzählen, so dürfte es doch eine besondere Eigentümlichkeit einer Anzahl von Orten im Böhmerlande sein, welche wir hier meinen. Und zwar scheint dieser Grenzverkehr schon von alters her zu herrschen; manches deutsche Volkslied spielt darauf an. Es ist kein Wunder, denn

man findet in der That unter den Böhminen oft wunderschöne Gestalten.

Hier sind nun auch schon an der Grenze Gegenden, wo man in den Dörfern die Kinder splitternackt einherlaufen sehen kann zwischen den jungen Ferkeln, als stiege man in süditalienischen Dörfern herum. Man pflegt das im Reiche oft als eine allgemeine Eigenschaft „böhmischer Dörfer“ anzusehen; das ist aber nicht wahr; wir haben nur in jenem nördlichen Winkel Gelegenheit gehabt derlei zu sehen, während uns längs des Erzgebirges niemals dergleichen zu Gesicht gekommen ist. Es ist überhaupt seltsam, wie oft ein solches geflügeltes Wort, wie das von den „böhmischen Dörfern,“ zu falschen Vorstellungen Anlaß giebt. Man meint, in Böhmen müßten die Dörfer besonders armfelig sein. Aber das ist nur hoch auf den Höhen des Erzgebirges der Fall, wo die sächsischen Dörfer im ganzen nicht besser daran sind. Sonst macht das deutsch-böhmische Land nur in einigen Kohle Gegenden einen ärmlichen Eindruck. Im großen ganzen aber ist es ein wahres Paradies mit seinen lachenden Fluren, seinen reichen Thälern, seinen herrlichen Laubwäldern, seinem Wein, seinem Obst, mit den mächtigen Gebirgen, zwischen denen sich liebliche Flüsse schlängeln, und mit den Ruinen, welche allenthalben die Bergspitzen krönen und an eine dahingeschwundene Zeit mahnen. Und wenn dies romantische Land uns als ein deutsches Land erscheint durch seine festhafte, kerndeutsche Bevölkerung, so gewinnt es doch eine eigene Poesie durch einen gewissen zigeunerhaften Zug, der manchen Mann aus dem Volke, manchen, der hier über Land geht, merkwürdig macht. Der Osten kündigt sich an; eine fremde Welt ragt geheimnisvoll und abenteuerlich in die deutsche Welt herein, und die Ruinen selbst auf den Bergen scheinen von ihrer höheren Macht etwas zu ahnen von Ländern, wo man mit einer anderen Zunge spricht und anders fühlt, wehmütiger und glutvoller, schmerzreicher und rascher in Haß und Liebe, insteter und weicher zugleich. Noch hört man von den Bergen die kräftigen Lieder in der festen Dur-Tonart des Germanentums; aber aus der Ferne klingt auch das weichere, träumerischere Moll des Slaven herüber, und diese Mischung enthält einen eigenen Zauber, der die Seele wunderbar gefangen nimmt.

Auch an der Donau abwärts von Passau über Linz nach Wien ragen viele Burgen; aber hier herrscht nicht die seltsame Wehmut des Böhmerlandes, sondern man bleibt im ganzen in unverfälschten deutschen Empfindungen mit der deutschen Art der Bevölkerung. Im Böhmerwald ist noch Urwald und Urgermanentum; die „oculi truces,“ die „trauzigen Augen“ des Germanen und der „furor teutonicus“ dieser Männer verbürgt zähen Widerstand gegen alles, was die Grenze deutschen Wesens weiter hinauschieben möchte über die Köpfe dieser Männer und Frauen weg.

Wir haben diese Grenzwanderung mit Absicht ganz an der Außenseite des Reiches, ganz an der Außenseite der Dinge gehalten. Oft zeigt das Äußere das Innere an, da, wo man es am wenigsten sucht. Dieses schöne Reich, dieses liebliche Reich, das dereinst das Kanaan deutscher Völker war, welche hinunterzogen als Ansiedler in die Niederungen des Ostens, aus allen Gauen des Reiches, aus Schwaben, Franken und Bayern, aus Thüringen und Obersachsen! Je weiter man ins Innere kommt, desto mehr vermischen sich die deutschen Stämme; an den Grenzen stehen noch die einzelnen Stammesgruppen deutlich geschieden — es muß wahrlich ein deutsches Land sein, das, dem edlen Hause der Habsburger anvertraut, zur kulturbringenden Vormacht des Ostens geworden ist. Und der Reichsdeutsche wird nicht ohne tiefere innere Bewegung aus diesen Grenzlanden heimkehren, wo er überall die eigenen Stammesgenossen, nur feiner, nur milder, nur wählerischer geworden wiederkennt, wenn er bedenkt, daß ein gut bewährter Bund der Staaten auch in Gefahren den Schutz dieser gesegneten Lande verbürgt.

Wie Grillparzer sich zu unserem Schiller, wie Haydn und Mozart sich zu den nordischen Meistern Bach, Händel und

Beethoven verhalten, so fühlen wir auch in deutsch-österreichischem Gebiete die Landschaft und die Menschen sich von denen im Nordreiche abheben. Es ist dasselbe Blut, es ist derselbe Geist, nur etwas weicher und milder wie die Landschaft selbst. Es giebt Pflanzen und Bäume, welche, wie der Epheu, einzelne Zweige abgeben, die, unabhängig von der alten Wurzel, aus dem Zweige heraus eine neue Wurzel schlagen und doch ebenso herrlich wuchern und gedeihen. Absenker, die glücklich gedeihen, liebt man wohl noch ängstlicher, als den heimischen Stamm mit der alten Wurzel. Man muß an den Grenzen Österreichs wandern, um dieses sorgliche Gefühl in seiner ganzen Macht zu empfinden.

## Ein Rückblick

aus dem

Jahre 2000 auf das akademische Kunstjahr 1890.

von

Im Jahre 2000 wollte die Berliner Schuster-Akademie zur Feier ihres zehnjährigen Bestehens die erste akademische Stiefel-Ausstellung veranstalten. Es stand gerade der im Mittelpunkt der Reichshauptstadt — also am Vereinigungspunkt der längst einvergemeindeten\* früheren Städte Potsdam und Werder — gelegene Wellblechpalast leer, in welchem kurz vorher die internationale Ausstellung elektrischer Fernschreiber und mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteter Nitroglycerinkanonen für die friedlichen Tendenzen aller europäischen Staaten ein so glänzendes Zeugnis abgelegt hatte. Der herrliche, stellenweise sogar bepflanzte Garten hatte einen neuen Bierpächter, der für den mäßigen Betrag von fünfzig Reichspfennigen zwei zehntel Liter des mit der großen goldenen Medaille gekrönten Giegel-Bräu zu verschenken versprach; die Nikotin-, Wurst-, Wein-, Schokolade- und Schnapstempelchen, sowie die Rosenmädchen waren bereit, alle berechtigten Ansprüche eines hohen Adels und p. t. Publikums prompt und pünktlich zu erfüllen. Aber schließlich mußte doch auch etwas ausgestellt werden. Da sprangen die Schuster mit raschem Entschlusse in die Bresche; sie konnten sich's leisten.

Nicht die Schuster schlechtweg, sondern die akademischen Schuster der Schuster-Akademie, die alljährlich die Moden festzusetzen und in allen ledernen Fragen das entscheidende Wort zu sprechen hatte. Aber die Priemen-Akademiker bekamen sich ebenso laut wie feierlich zu dem Grundsatz erhabenster Toleranz: keinerlei persönliche Beziehungen, keine Parteirichtung sollten maßgebend sein für die Maßnehmenden; und damit gab sich denn schließlich auch die neugegründete Vereinigung „Der freie Stiefel für moderne Beher“ zufrieden. Es konnte losgehen.

Ein Ausschuss wurde gebildet; aber während im Geschäftsleben gerade die billigsten Artikel der Ausschussrubrik anheimsfallen, wurden hier, wo es sich um eine eminent künstlerische Lederangelegenheit handelte, die teuersten Meister in den Ausschuss entsandt: Hofschuhmacher, Cordonniers von Unter den Linden, Ehrenmitglieder der Schusterzunft und erblich mit Diplomen belastete Meisterschüler. Um kein Argernis zu geben, zog man auch den Vorsitzenden des „Freien Stiefel“ hinzu; er war der dreizehnte Preisrichter.

Gegen Ende Mai, als der Hochsommer gerade vorüber war, fand die erste Sitzung des Kollegii statt. Zunächst wurden alle Erzeugnisse des Dreizehnerausschusses und seiner akademischen Epigonen mit Acclamation aufgenommen. Die besten Plätze der Wellblechhalle waren bald besetzt; denn die akademische Schusterei hatte eben wieder einmal einen ihrer mit Recht so gesüchteten Höhe- und Blütepunkte erreicht. Der

\* Patent: vom deutschen Sprachverein im Jahre 1999.

Dreizehnte enthielt sich der Abstimmung. Aber das dicke Ende kam nach. Ganze Berge von Schuhzeug türmten sich in den Borräumen auf, und jeder neue Tag brachte neue Stiefelbindungen aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes. Fremdländische Produkte waren in einem Augenblick schöner nationaler Wallung mit „allen“ gegen eine Stimme ausgeschlossen worden; nur das ganze lederne Deutschland sollte es sein. Hier galt es nun zu sichten und zu sordern, auf daß nicht räumliche Schafe sich in die reine Herde drängten. Jeden Tag fand eine Sitzung statt, und die Akademiendiener hatten alle Arme voll zu thun, um die Gebilde aus Rinds-, Kalb-, Glacé-, Saffian-, Sechunds- und Goldklästerleder herbeizuschleppen vor das Tribunal. Die Zeit des summarischen Verfahrens war nun vorbei; um jedes Paar Stiefel fast entbrannten hitzige Debatten, die oft genug auf das Gebiet der ewigen Wahrheiten und der unantastbaren Schusterkunstgesetze übergriffen. Da gab es Preisrichter, die nur für Kokoaabfälle mit roter Verkleidung Sinn hatten; in anderen lebte eine heftige Idiosynkrasie gegen alles Platte und gegen die platten englischen Hacken insbesondere; der eine sah die Zukunft in einem Schnürstiefel verkörpert, der andere schwärmte für Gummizüge, die dem erhöhten Fuß das unentbehrliche plain air zuführen könnten; der Hoftheaterlieferant endlich wollte von gewichsten und gelackten Fußbekleidungen überhaupt nichts wissen und stellte die ideale Forderung nach Rittersiefeln und Sandalen auf, die dem hypermodernen Dreizehnten eine laute Lache und ein leiseres „verzopfter Konventionsanbeter“ erpreßte. Er wurde zur Ordnung gerufen und stimmte von nun an immer gegen die Majorität.

Von Tag zu Tag wurden die Gerichtssitzungen länger. Mehrheit setzte durch, und wenn ein Mehrheitsbeschluss schwer herbeizuführen war, so trat man in Transaktionen ein, d. h. es wurden kleine Ueberzeugungstauschgeschäfte auf Gegenseitigkeit abgeschlossen. Meister A. stimmte für den Schüßling Meister B.s, wohingegen B. wieder mit A. Hand in Hand ging, wenn dieser es für wünschenswert hielt. Man nannte das auch ein Kompromiß, und man gewöhnte sich allmählich daran, diese kleinen Handelsverträge mit herzerquickender Offenheit publice zu verhandeln. Abgelehnt wurden nur noch die von keinem Meister patronisierten einlaufenden Sachen; diese aber mit geradezu vernichtender Majorität. Nur um die Mittagszeit konnten mitunter Irrtümer nicht vermieden werden; und es kam vor, daß mit kurrerndem Magen Schuhwaren angenommen wurden, die zu jeder anderen Tageszeit mit unfehlbarer Sicherheit abgewiesen worden wären. Und umgekehrt. Aber das waren eben Ausnahmen, die ja nach einem alten und ewig unsinnigen Sprichworte die Regel bestätigen sollen; und die Regel war: wer zur Kunst gehört oder gehören will, wird aufgenommen; wer sich aber erfrecht, andere Stiefel zu machen, als sie seit hundert Jahren gemacht worden sind, der mag für diese stillen, rohen, geschmacksverderblichen, unästhetischen und revolutionären Produkte einer kranken und pietätlosen Phantasie ein anderes Unterkommen suchen. Wo die echten Meister haufen und die echte Kunst, da ist kein Raum für diese neuen, die sich so fürchterlich erdreusten. Nach dieser löblichen Ordnung wurde verfahren, und das Dutzendgericht besand sich recht wohl dabei.

Aber in des Dreizehnten Busen, des ewig Überstimmten, wuchs bitterer Groll, und als seine Genossen in der Jury die ganze Sonderausstellung des „Freien Stiefel“ für den ein eigener Saal reserviert werden sollte, debattelos abgelehnt hatte, da hatt' er's lang' genug getragen, trug's nicht länger mehr. Auf sprang er und hielt eine donnernde Rede, in der arge Worte vorkamen, wie Brotneid, Cliquemwesen, Bevormundungssystem, kurzfristige Senilität, Haß der Besiegten gegen die Sieger u. s. w. u. s. w. Der Dreizehnte hatte seine Gegner zu sehr in der Nähe gesehen; er ging hin und schrieb eine Broschüre gegen die akademische Stiefel-Ausstellung.

Es traf sich aber, daß die Ausstellung nicht den erwarteten Erfolg hatte. Das Gigerl-Bräu zwar floß in Strömen, die Vit-

tualienbuden und die Rosenmädchen machten glänzende Geschäfte, sogar Lose wurden gekauft, obwohl die Gewinnchancen noch geringere waren als die der im zwanzigsten Jahrhundert mythisch geliebten Schloßfreilottorie, und jeden Montag konnten die Zeitungen eine fünfstellige Ziffer über den Sonntagsbesuch veröffentlichen. Die fünfzehn Militärkapellen, das ostafrikanische Kinderorchester und das japanische Streichduodezett unter Leitung des Fürsten Doll-ver-rüdi übten eine gewaltige Anziehungskraft auf „unser kunstliebendes Publikum.“ In den Sälen aber und den Hallen sah es öde aus, und unter den spärlichen Besuchern war man ziemlich einig darüber, daß hier nichts als der alte Stiebel zu sehen sei. (Feiner fühlende Leute sprechen nur vom alten Stil, was jedenfalls hübscher klingt.) Die Ausstellungsreiter aber — und ihre Zahl war Legion und es gab sogar welche darunter, die was vom Stiefelmachen verstanden — fingen an, mit wohl erwogenen technischen Ausdrücken — „kräftige Nadelführung,“ „schönes Kolorit,“ „Plastik der Brandsohle,“ „poveränne Beherrschung des stofflichen Materials,“ „originelle Fußfassung,“ „hohe Spannkraft,“ „glänzender Farbauftrag“ u. s. w. — die knappen Andeutungen des Katalogs ausführlichst zu umschreiben. Aber die erste Kritik setzten sie eine bedrohliche römische I.

Da geschah es, daß ein Kritiker die Broschüre des Dreizehnten entdeckte, d. h.: eigentlich wurde sie ihm mit einer sehr tiefgebeugten Widmung vom Verfasser unter Kreuzband ins Haus geschickt, und da sie ungenügend frankiert war, mußte der glückliche Empfänger Strassporto bezahlen. Aber er hatte diese Aufwendung nicht zu bereuen. Dieser Kritiker war nämlich jener Kritiker, der unablässig auf der Jagd nach dem neuesten Skandal war; er rumpelte alle an, Ideen-, Rea-, Natura- und Symbolisten; denn er hatte selbst etwelche Bücher geschrieben, die seinem Verleger, wie der wackere Kunstfreund vor Gericht bekennen mußte, niemals die Druckkosten eingetragen hatten.

Diesem ausgezeichneten Menschen fiel nun die Streitschrift gerade zu einer Zeit in die jeder feigigen Konvention abholden Hände, da es eigentlich kaum irgend etwas Schimpfenswertes gab, weder neue Stücke noch neue Bücher. Er opferte zwei Vormittagsstunden, die er eigentlich für eine Novelle von acht- bis zwölfhundert Zeilen bestimmt hatte, und las die Broschüre auf einen Sitz. Hurra! Der Juli war gerettet! Und er schrieb noch vor Tisch acht kleine Spalten über die „Zunftschuster und das Genie.“ Der Titel gefiel ihm, und warum sollte der Dreizehnte kein Genie sein? Schimpfen konnte er jedenfalls wie ein Künstler von Gottes Gnaden. Fortsetzung folgt, versprach Dr. Fibustier seinen geschätzten Lesern; wenn er recht gründlich sein wollte, that er das immer. Ubrigens wurde er auch nach der Zeilenzahl honoriert; auch dafür rächte er sich, indem er gelegentlich Paul Heyse einen lusternen penny-a-liner nannte. Man muß nichts unkommen lassen.

(Schluß folgt.)

## Lebensgemeinschaften.

Von

Dr. Theodor Jaensch.

In Nummer acht dieser Zeitschrift habe ich einen Aufsatz veröffentlicht, welcher sich mit den eigentümlichen Lebensbeziehungen zwischen Ameisen und gewissen, sie beherbergenden, sogenannten „Ameisenpflanzen“ beschäftigte. Die heutigen Zeiten sollen einer umfassenderen Beleuchtung der Erscheinungen gewidmet sein, aus welchen die damals hervorgehobenen nur eine Gruppe bilden: nämlich der allgemeinen Betrachtung der sogenannten Symbiose, und ihrer Verbreitung und Bedeutung.

Die Bezeichnung „Symbiose“, also „Zusammenleben“, ist zuerst von dem inzwischen verstorbenen Straßburger Botaniker De Bary gebraucht worden, welcher auf der Allgemeinen

deutschen Naturforscher-Versammlung zu Kassel im Jahre 1878 einen darauf bezüglichen Vortrag hielt. Er wählte sie zur sprachlichen Zusammenfassung einiger auffallender Anpassungsthatfachen, die damals kurz vorher, zum Teil auf Grund seiner eigenen Untersuchungen, bekannt geworden waren und die besondere Aufmerksamkeit der Forscherwelt erregt hatten, seitdem aber bereits förmlich zu einem neuen Wissenschaftsgebiete herangewachsen sind. Da dasselbe der denkenden Betrachtung außerordentlich viel verschiedene Seiten darbietet, so werde ich mich nicht auf die Hervorhebung einiger ausgeprägter Beispiele beschränken dürfen, sondern auch zahlreicher Übergänge zwischen diesen gedenken müssen, um den tieferen Zusammenhang des Wesentlichen zu zeigen. Denn von dauerndem Werte ist ja nur jene Erkenntnis, die, mag sie ihren Ausgangspunkt wo immer haben, stets wieder die Einheit in der Mannigfaltigkeit begründet, wie sie uns die Allherrscherin Natur bei jedem tieferen Einblick auf Schritt und Tritt erkennen läßt.

Die zum Betracht stehenden Vorkommnisse betreffen stets wechselseitige Beziehungen zwischen verschiedenartigen Lebewesen, und zwar solche, die sich von den allbekanntesten Fällen des Schmarotzer- und Ernährertums in einem Punkte wesentlich unterscheiden. Der ernährende Obstbaum giebt, die schmarotzende Mistel nimmt; und sind ihrer viele, so lassen sie dem Baume, der sie beherbergt und genährt, nicht das nackte Leben. Jedenfalls gedeiht er besser ohne die zudringlichen Gäste. Ebenso macht es die Sommerwurz mit dem Haselstrauch, der Kartoffelpilz mit der Kartoffel. Im Falle der Symbiose aber halten zwei Genossen zusammen, die einander auf die verschiedenste Weise fördern; mindestens ist das Wirken des einen dem andern zweifellos unschädlich; in der Überzahl der Fälle aber zeigen sich beide Teile sogar fast völlig aufeinander angewiesen. Man hat deshalb hier auch von „Freundschaftsverhältnissen“ in der Tier- und Pflanzenwelt gesprochen. Seiner allgemeineren und darum umfassenderen Bedeutung wegen ziehe ich selbst jedoch den in der Überschrift gebrauchten Ausdruck Lebensgemeinschaften vor; sind doch Übergänge selbst von ihnen zum wahren Schmarotertume nachweisbar, so daß De Bary die Bezeichnung im weitesten Sinne schließlich auf dieses mit amwandte.

De Bary war mit der anatomischen Untersuchung einer eigentümlichen nordamerikanischen Pflanze, der *Azolla* oder des Wasserkräusels beschäftigt, als ihm bei der genaueren Durchforschung ihrer Gewebe das ständige Vorkommen fremdpflanzlicher Bestandteile auffiel. In eigentümlichen Höhlungen des Inneren, die aber eine nach außen führende Öffnung besitzen, fand er als unvermeidliche Bewohner blaue grüne Algen einer Gattung angesiedelt, die die Wissenschaft mit dem Namen *Anabaena* oder *Nostoc* bezeichnet. Dabei stellte sich das von vornherein sehr merkwürdige Verhalten heraus, daß niemals eine Höhlung ohne Algenbewohner gefunden wurde.

Die *Azolla* ist ein in verwandtschaftlicher Hinsicht ziemlich vereinamt dastehendes schwimmendes Wasserpflanzchen: ein äußerst zierliches, kleines Farngewächs, das in seiner Heimat stellenweise die Wasserflächen mit einer dichten, erst grünen, später rotbraunen Rasendecke überzieht; ähnlich, aber noch auffallender, wie bei uns die Arten der Wasserlinse (*Lemna*), die unter dem Namen der Entengröße oder des Entengrüns so allgemein gekannt und bekannt sind. Gleich dieser vermehrt sich die *Azolla* nicht bloß durch besondere Fortpflanzungskörper (bei der einen Samen, bei der anderen Sporen), sondern auch ungeschlechtlich, auf dem Wege bloßer Knospung; und sie ist durch die Raschheit und das augenfällige Auftreten dieser besonders ausgezeichnet. Man hat diese Erscheinung auch bei uns zu beobachten Gelegenheit, da neuerdings wohl jeder botanische Garten das Pflänzchen in der warmen Jahreszeit auf seinen im Freien befindlichen Wasseranlagen zur Ausbreitung bringt; es braucht dann nur den nötigen Raum, um sich auszubreiten. So besitzt der Breslauer botanische Garten

einen ziemlich geräumigen Teich; auf diesem waren anfangs der achtziger Jahre im Frühjahr unbeabsichtigt, durch einen Zufall, aus einem kleineren Steinbecken, das in der Nähe des Ufers stand, einige *Azollen* verstreut worden und hatten sich daselbst, anfangs unbeachtet, zwischen dem Ufergras und anderen Gewächsen vermehrt. Bald aber erregten sie die Aufmerksamkeit der Gartenbesucher in hohem Grade; sie wucherten vom Rande nach der Mitte des Teiches hinaus, und hatten ihn bereits im Spätsommer derart erfüllt, daß man buchstäblich nichts mehr von dem Wasserpiegel sah; alles war ein einziger schwimmender Rasen. Im Herbst war dann die Vermehrung so stark geworden, daß sich die lebende Pflanzendecke an vielen Stellen hügelig über die Oberfläche erhob, und man wiederholt dazu schreiten mußte, unter Benützung eines Rahmes große Mengen auszuschöpfen, um freies Wasser zu schaffen; bis die Lücken nach kurzer Zeit aufs neue ausgefüllt waren. Der Winterfrosts richtete dann später allerdings die meisten Pflänzchen zu Grunde; aber der kleine Teil, der entweder infolge günstigerer, geschützterer Lage, oder kräftigeren Baues verschont blieb, genügte, um im folgenden Sommer schnell die gleiche Erscheinung hervorzurufen, die sich seitdem alljährlich dort wiederholt.\* Auch in Berlin hat sich Ähnliches, in etwas geringerem Umfange, zugetragen; und selbst in der Umgebung der Reichshauptstadt hat sich die Pflanze durch absichtliche oder unabsichtliche Verschleppung eingebürgert. Es ist wohl möglich, daß sie sich mit der Zeit völlig in Deutschland heimisch macht, was bei ihrem ungemein zierlichen Aussehen gewiß nicht zu bedauern sein würde.\*\*

Ein ganz anderes Wesen ist die *Anabaena*, die Perlschnur- oder Rosenkranzalge. Sie bildet grüne, gallertige Klumpen, die sich erst unter dem Mikroskope als ebenfalls in ihrer Art zierliche Gebilde erweisen, nämlich als zusammenhängende, in Gallert eingebettete, bogig hin und her gewundene Zellfäden, deren Einzelglieder von kugelförmiger Gestalt sind und daher gewissermaßen regelmäßige Einschnürungen zwischen sich erkennen lassen, wodurch das Ganze eine auffallende Ähnlichkeit mit einer Perlschnur oder einem Rosenkranze erhält. Diese Ähnlichkeit wird noch durch die sogenannten Grenzzellen (*Heterozysten*) erhöht, welche erheblich größer als die übrigen sind und sich durch stärkeres Auswachsen einzelner Glieder in ziemlich gleichen Abständen zwischen den gewöhnlichen, kleiner bleibenden entwickeln. Die Gallertmassen, in welche das Ganze eingebettet ist, stammen, wie die Entwicklungsgeschichte lehrt, von den Zellwänden der Algenfäden her, indem diese miteinander verquellen und schließlich eine gleichartige Masse bilden, ähnlich wie dies bei der Gummibildung höherer Pflanzen geschieht.

Die Rosenkranzalge ist auch noch dadurch merkwürdig, daß sie eine, wenn auch langsame, Eigenbewegung besitzt. Nicht bloß einzelne Zellen sind, wie bei vielen anderen Algen, tierisch beweglich und dienen als „Sporen“ der Fortpflanzung, sondern ganze Fadenteile, Kriechfäden oder Hormogonien genannt, — nämlich die, welche sich zwischen je zwei Grenzzellen befinden — sind im Stande sich loszutrennen und aus der gemeinsamen Gallertkugel herauszukriechen, um sich an einem anderen Platze anzusiedeln, woselbst sie sich durch Teilung ver-

\* Da die *Azolla*, wenigstens die damals in Betracht kommende Art, aus den Sümpfen Karolinas stammt, so mögen allerdings die Witterungsverhältnisse Breslaus mit ihren außerordentlich heißen Sommern der Verbreitung der Pflanze besonders günstig sein. In gleicher Ausdehnung hat man ihr Wachstum meines Wissens kaum irgendwo in Deutschland beobachtet.

\*\* Freilich hat man mit einem anderen nordamerikanischen Gewächse, der berühmten Wasserpest, weniger in Deutschland, wohl aber in England schlimme Erfahrungen gemacht, indem diese durch ihr unaufhaltsames Wuchern vielfach schon der Fluschiifahrt hinderlich geworden ist. Diese Pflanze bildet jedoch weit verzweigte, in sich zusammenhängende Stöcke, während sich die *Azollen* nach der Abmospung voneinander trennen und, gleich den Wasserlinsen, einzeln nebeneinander schwimmen; so daß sie, ihre Würzelchen frei ins Wasser hineinragen lassend, stets nur die Oberfläche verdecken.

mehren und neue Rosenkränze bilden. Natürlich muß sich die Gallertkugel erst verflüssigen, bevor die Kriechfäden sich hindurchschlängeln können. Dergestalt bleiben von der ursprünglichen Ansiedelung schließlich nur die Grenzzellen übrig; alles andere hat sich in Bewegung gesetzt und auf die Wanderschaft begeben.

Dieses Verhalten giebt denn auch den Fingerzeig dafür, wie die Gallertalge in die Höhlungen des Schwimmsarns hineingelangt. Außer in diesen findet sie sich nämlich noch außen; aber nur dicht unter dem wachsenden Ende jeder Verzweigung, wo die jungen, eben erst angelegten Blätter sitzen. Diese haben noch keine ausgebildeten Höhlungen; aber an der betreffenden Stelle zeigen sie bald eine wulstartige Erhebung, die in der Mitte wieder vertieft ist. Hier nun lauern förmlich schon die Kriechfäden der Alge, um ihr Quartier zu beziehen, sobald es nur fertig gestellt ist. Sie siedeln sich in der Vertiefung an; der Ringwulst wird größer; er schließt sich oben bis auf eine enge Öffnung, und die Höhle ist fertig. Ein Teil der Alge ist dabei aber mit eingeschlossen worden, und bleibt, wo er ist. Er wächst dann in der Höhle weiter, so wie diese selbst an Geräumigkeit zunimmt. Der übrige, draußen gebliebene Teil wandert weiter, teils selbstfriechend, teils mitgenommen; denn durch die Streckung des Stengels weichen die Blätter der Azolla bald beträchtlich auseinander, und die Alge macht den Umzug mit.

Wo sich auch die Azolla gezeigt hat, überall hat sich in ihren Blattohlungen die Rosenkranzalge gefunden, und es scheint, als ob thatsächlich die eine nicht ohne die andere leben kann. Daß die Alge dem Schwimmsarn nicht schädlich ist, geht allein schon hieraus hervor; denn sonst könnte man sie eben nicht immer bei ihm zu Gaste finden. Ob sie ihm aber auch geradezu einen Nutzen bringen mag, mittelbar oder unmittelbar, ist einstweilen nicht abzusehen; wenigstens haben wir vorläufig noch keinerlei Anhaltspunkte dafür. Immerhin ist es auffallend, daß die Höhlungen der Azolla überhaupt da sind; denn wozu sie dieser selbst dienen sollten, ist ebenso unklar. Jedoch erscheint die Azolla hinsichtlich ihres Leibesbaues und ihrer gesamten Ausrüstung durchaus fähig, ihren Lebensweg allein zu gehen. Den Beweis hierfür durch den Versuch zu führen, ist freilich kaum denkbar, da es schwerlich gelingen dürfte, auch nur bei einem einzigen Pflänzchen den fremden Gast aus jeder Blattohlung zu entfernen, ohne daß eine vermehrungsfähige Spur von ihm hinterbleibt; auch setzt jede solche Entfernung, bei der Enge der Eingangsöffnung, eine gewaltsame Verlegung der Hohlraumwände voraus. Ferner müßte, bei der Kleinheit des Gegenstandes, alles unter dem Mikroskope vorgenommen werden, und schließlich würde selbst die Reueinwanderung von Perlschnurwalgen nur schwer zu verhindern sein; denn diese sind keine fremden Gäste bei uns. Überall in Gewässern, auf feuchter Erde und unter anderen noch zu besprechenden Verhältnissen, finden sich Anabaena- oder Kostof-Arten, oftmals weithin sichtbare Gallertklumpen bildend. Damit schwindet also sogar die Aussicht, die Azolla aus Sporen algensfrei zu erziehen; allerdings ist ein Versuch in dieser Richtung meines Wissens bisher noch nicht gemacht worden.

(Fortsetzung folgt.)

### Der Angriff auf eine moderne Festung.

Von

Hauptmann a. D. Max Liman.

Im Festungskriege sind es folgende Faktoren, welche Handlungsweise und Kampfform bedingen: zunächst die vorhandenen personellen und materiellen Mittel, dann die Beschaffenheit der Kampfobjekte, der Zweck des Kampfes und die allgemeine strategische und taktische Lage der kämpfenden Parteien.

Der Belagerer muß dem Verteidiger in der Zahl des Menschenmaterials stets überlegen sein, wenn überhaupt eine Belagerung denkbar sein soll, und außerdem liegt es in der Natur der Sache, daß auch die moralische Überlegenheit sich auf seiner Seite befinden wird. Die augenblickliche Organisation der europäischen Heere und die Entwicklung der Festungssysteme werden keinem Belagerer gestatten, den großen neueren Festungen, die in späteren Kriegen mit 1000 bis 1500 Geschützen aufzutreten werden, anfangs eine Überlegenheit in der Geschützzahl gegenüber zu stellen. Von der Entwicklung des nach der belagerten Festung führenden Eisenbahneses wird es zunächst abhängen, ob sich die Verhältnisse in der Anzahl der materiellen Kampfmittel früher oder später zu Gunsten des Angreifers ändern. Der Transport eines Ingenieur- und Artillerie-Belagerungstrains, dessen riesig umfangreiches Material im Detail hier aufzuführen zu weit ginge, erfordert einen ebenso großen Aufwand an Transportmitteln wie an Zeit und Menschen. Die Belagerungsarmee wird aus Teilen der Feldarmee und aus besonderen Feldformationen gebildet, deren Zusammensetzung die Ordnung der bataillon unter möglicher Festhaltung der Verbände und Gliederung der Feldtruppen bestimmt. Ihre Stärke ist abhängig von der Größe und Bedeutung des Kampfobjektes, von den örtlichen Verhältnissen und der allgemeinen Kriegslage. Der rapide Verlauf der Operationen im freien Felde während eines modernen Feldzuges verlangt einen entsprechend schnellen Gang jeder Belagerung. Hierzu ist aber zunächst ein geordnetes Verfahren bei Mobilmachung und Transport Haupterfordernis. Dasselbe verlangt nicht nur genaue Feststellungen über die Zahl der nötig werdenden Züge, sondern auch eingehende Erwägungen über die Reihenfolge des zu versendenden Materials, die Begleitkommandos, die Entlastestation, das Entladen, den Transport von der Entlastestation in den Park, Erfordernis an Transportmitteln u. s. w.

Bevor der Angreifer die ultima ratio, d. h. den förmlichen Angriff in Thätigkeit treten läßt, wird er nach genauer Rekognoszierung der feindlichen Festung und Erwägung sämtlicher einschlägiger Verhältnisse sich klar zu machen haben, ob er die feindliche Festung nicht durch eine andere Angriffsart erobern kann. Im speziellen kann er dies eventuell durch den Überfall oder den gewaltsamen Angriff der Festung erreichen. Diese beiden Arten sind in den letzten Kriegen kleineren Festungen gegenüber mehrfach mit Erfolg in Anwendung gekommen. Der Überfall charakterisiert sich durch überraschendes und heimliches Überschreiten der noch intakten Enceinte der Festung, um in das Innere vorzubringen, ehe der Verteidiger zur Abwehr vorbereitet ist! Bei dem gewaltsamen Angriff dagegen wird das Überschreiten der durch vorhergegangenes Artilleriefeuer teilweise zerstörten Enceinte unter Verzicht auf deckende Ingenieurarbeiten überraschend und mit offener Gewalt durchgeführt. Ermöglicht wird sein Gelingen nur, wenn die Sturmfreiheit der Werke bereits zerstört ist und ungenügende Wachsamkeit, Sorglosigkeit, physische Übermüdung oder Verräterei auf der Seite des Verteidigers und genaue Kenntnis der örtlichen Verhältnisse und Übermacht an guten Truppen mit der nötigen Initiative beim Angreifer sich vereinigen. Die isolierte Lage der französischen Sperrforts und die dadurch mögliche Umfassung derselben von allen Seiten wird voraussichtlich die Veranlassung sein, daß diese Angriffsart gegen sie in Anwendung gebracht werden dürfte. Hat der Angreifer erkannt, daß diese beiden Arten des Angriffs ihn nicht zum Ziele führen werden, so wird er in den meisten Fällen seinen Zweck durch das Bombardement zu erreichen suchen. Die Tendenz desselben besteht darin, mittels des Gebrauchs der Artillerie durch Verheerung und Brand den Gegner so zu schädigen oder seine moralische Widerstandskraft derartig zu brechen, daß dadurch die Übergabe herbeigeführt wird. Dieses wird sich jedoch nur durch eine massenhafte und überwältigende Artilleriewirkung und Anwendung eines großen Munitionsquantums auf Seiten des Angreifers, bei Mangel an Hohlbauten, bei Energielosigkeit des Kommandanten und unzuverlässigen Truppen auf Seiten

des Verteidigers herbeiführen lassen. Die modernen größeren Festungen sind sämtlich mit einer vorgeschobenen Kette von detachierten Forts versehen, deren Hauptzweck eben der ist, die besetzte Stadt vor einem Bombardement zu bewahren, weshalb der Fortgürtel auch durchschnittlich 7000 bis 9000 Meter von der Festung entfernt liegt, so daß, liegen die Bombardementsbatterien etwa 3000 Meter von diesem entfernt, die Stadt selbst gegen sie geschützt ist und das Bombardement jetzt ebenso wenig wie bei weiter vorgeschrittenem Angriff Aussicht auf Erfolg hat. Für die Durchführung desselben muß der Angreifer besonders Batterien, die mit großen Kalibern armiert sind, in Thätigkeit bringen und für reichen Munitionserfaß gesorgt haben. Die ganze Stadt muß unter Feuer gehalten werden und wenn möglich müssen mit Schrapnels alle verkehrreichen Punkte fortgesetzt beunruhigt werden können. Die hier zur Verwendung kommenden Kaliber sind hauptsächlich die 15 Centimeter-Ringkanone und der 21 Centimeter-Mörser. Erstere feuert 27 Kilo schwere Granaten und 39 Kilo schwere Schrapnels bis 8500 resp. 4500 Meter, letzterer 79 Kilo schwere Granaten mit 3,5 Kilo Ladung auf 4000 Meter und die für ihn neu eingeführte Schießbaumwollgranate. Eine andere Angriffsart, wie sie in den ersten Stadien des Angriffs auf Paris 1870 zur Anwendung kam, ist die Einschließung. Dieselbe begnügt sich damit, die feindliche Festung überraschend von allen Seiten einzuschließen, um die Zufuhr in die Festung und das Ausstoßen hinderlicher Elemente aus derselben unmöglich zu machen und abzuwarten, bis beim Gegner die naturgemäße Kraftabnahme eintritt und der Hunger die Ubergabe erzwingt. Diese Angriffsart wird meist gegen solche Festungen in Anwendung kommen, die auf einem Nebenkriegsschauplatz liegen, deren Besitz zunächst also nicht besonders wichtig erscheint, oder die ein derartig großes Material zum Beginn und zur Durchführung des förmlichen Angriffs erfordern, daß bis zur völligen Heranschaffung desselben, wie bei der Belagerung von Paris, längere Zeit vergehen würde.

Hat der Angreifer sich überzeugt, daß keine der bisher erwähnten Angriffsarten ihn seinen Zweck erreichen läßt, so wird er zur letzten Methode, die den Erfolg bei genügender Zeit auf ihrer Seite haben muß, zu dem förmlichen Angriff schreiten. Dieser wurde vor nun 200 Jahren von dem französischen Ingenieur Vauban zuerst in Anwendung gebracht, also zu einer Zeit, in der es, der damaligen Waffen wegen, unmöglich war, einen Platz zu erobern, bevor seine Sturmfreiheit, die sehr hohe Mauern und breite, gut flankierte Gräben sicherten, beseitigt war. Dies konnte nur durch eine Breche geschehen, die vom Glacisflamme aus gelegt werden mußte. Vorher also mußten die Festungsgeschütze kampfunfähig sein. Hierzu mußte ihnen auf sehr nahe Entfernungen gegenüber getreten werden können, weshalb die ganze Annäherung mittels gedeckter Verbindungswege, Parallelen und Approchen, geschehen mußte. Von diesem Angriffsverfahren ist die Grundbedingung, die Verteidigungsgeschütze eines sturmfreien Werkes niederzukämpfen, bevor man an die Wegnahme des letzteren denkt, auch heute noch gültig; dagegen ließ man die andere Forderung fallen, daß es zu dieser Bekämpfung der Besetzung des Glacisflammes oder der Annäherung bis auf Kartätschschußweite bedürfe. Das heutige Wurfgeschütz vermag nämlich jede Artilleriestellung, falls sie nicht durch Panzerungen gedeckt ist, aus einer Entfernung von etwa 2000 Metern unhaltbar zu machen; ebenso vermag man mit den heutigen Geschützen (21 Centimeter-Mantelkanone und kurze 15 Centimeter-Kanone) von gleicher Entfernung aus Breche zu schießen. Diese Umstände mußten natürlich die Methode des förmlichen Angriffs für die Gegenwart vollständig ändern: Änderungen, die wiederum auf die Durchführung aller fortifikatorischen Anlagen und für die Schaffung neuer Geschützkonstruktionen maßgebend sein mußten. Inwieweit die jetzt allgemein gültige Taktik des Festungskrieges, mit der auch wir uns hier, soweit es den Angreifer betrifft, beschäftigen, durch die neuesten Erfindungen auf dem Gebiete der Waffentechnik, durch das raucharme Pulver und die sogenannten

Brijanzgranaten modifiziert werden wird, läßt sich jetzt noch nicht übersehen. Was über die Wirkung der Brijanzgeschosse gesagt werden kann, läßt sich wohl am einfachsten, wie es General von Sauer in einem seiner Vorträge thut, dahin zusammenfassen, daß die bisherigen Schutzmittel, Erde und Mauerwerk, nicht mehr ausreichen, um zweckentsprechende Deckungen herzustellen, welche dem Brijanzfeuer hinreichend widerstehen können. Man muß daher zu Eindedungen mit Granit, Beton oder Panzerplatten, als Ersatz für das gewöhnliche Mauerwerk, seine Zuflucht nehmen. Solche Verstärkungen lassen sich aber weniger leicht auf Wall und Brustwehrkörpern oder sonstigen Schüttungen anbringen, so daß gerade die gegen gewöhnliche Granaten so widerstandsfähigen Erdbauten aller Art durch eine Beschädigung mit Brijanzgeschossen sehr schnell zerstört werden dürften. Diese Verhältnisse werden, wie von Sauer weiter sagt, in nicht zu ferner Zeit ganz neue Formen der Befestigungsform hervorrufen; vorerst ist diese Frage aber nicht gelöst, und daher wird man auch schon der Kosten wegen in vielen Fällen und noch auf Jahre hinaus mit den vorhandenen, möglichst verstärkten Festungswerken rechnen müssen. Gleich schwierige Aufgaben, wie dem Verteidiger, werden die Brijanzgeschosse dem Angreifer stellen, wenn er seine Erdbauten gegen ihre gewaltige Wirkung sichern will; diese wird sich auch infolgedessen gegen Menschen in erhöhtem Maße äußern, als die Splitterwirkung der Brijanzgeschosse die der älteren Granaten ebenso übertrifft wie ihre Sprengwirkung. Dazu kommt noch, daß diese neuen Geschossladungen Gase entwickeln, welche ähnlich wie die Minenluft tödlich wirken. Führen außerdem neuere Versuche, großkalibrige Schnellfeuerkanonen zu konstruieren, zu günstigen Resultaten, so dürften durch diese, in Verbindung mit jenen Geschossen, Wirkungen erzielt werden, die sich jetzt nur eine lebhafteste Phantasie vorstellen kann.

Der förmliche Angriff sucht heute vor allem die eigenen Truppen möglichst zu schonen; vor allem auch durch künstliche Deckungen, selbst auf Kosten der Zeiterparnis, alle Verteidigungsmittel des Gegners methodisch zu zerstören und die Sturmfreiheit zu vernichten. Bevor zur Einschließung der Festung und dann zum Beginn des förmlichen Angriffs geschritten wird, wird die feindliche Festung „berannt,“ um sie zu isolieren, die Zufuhr weiterer Vorräte zu verhindern und sie genau zu rekonstruieren. Ist dies geschehen, so erfolgt durch die Einschließung das gänzliche Abschließen der Festung, die Sicherung der Operationen des Belagerungscorps, der ruhenden Truppen und Parkplätze gegen Ausfälle. Hierbei werden sich vielfach Einschließungsgefechte abspielen, um den Verteidiger aus seinen vor der Festung oft provisorisch besetzten Stellungen zu vertreiben, den Umfang der Einschließungslinie möglichst zu verringern und den Angreifer in den Besitz des Terrains zur Anlage seiner Artilleriepositionen zu bringen. Sobald dies geschehen, muß der Angreifer bestimmte Maßregeln treffen, einmal um die eigenen Bewegungen behufs schneller Concentration der ruhenden Streitkräfte nach allen etwa bedrohten Punkten zu ermöglichen und dann um durch Anbringung von Hindernismitteln und Freimachen des Schußfeldes, sowie durch fortifikatorische Befestigung der Einschließungslinie Ausfälle zu erschweren.

Zunächst hat der Angreifer nun die Angriffsfront festzustellen und bei der Wahl derselben vorerst zu berücksichtigen, daß auf dem kürzesten und schnellsten Wege auf den Kern des feindlichen Widerstandes gestoßen werde; ferner ist dabei die technische Ausführbarkeit der nötigen Arbeiten, die Bedeutung der einzelnen Werke und ihre Frontausdehnung, die Terraingestaltung in Bezug auf Entfaltung eigener überlegener Artillerie und dergleichen mehr zu bedenken. Die Mehrzahl dieser Ermittlungen ist bereits im Frieden durch gelegentliche Beobachtungen oder Zeitungsnachrichten geschehen, so daß das Material den betreffenden Kommandobehörden beim Beginn der Belagerung annähernd fertig übermittelt werden kann, was jedoch eingehende Rekonstruierungen an Ort und Stelle nicht ausschließt. Auf Grund derselben wird von dem Kommandeur des

Belagerungs-corps mit Rücksicht auf die Specialentwürfe des Kommandeurs der Belagerungsartillerie und der Ingenieure der Angriffsplan aufgestellt, welcher specielle Erwägungen über die Angriffsfront, die Zahl der anzugreifenden Forts, die Lage der Parks, Berechnungen von Personal, Material u. s. w. enthält. Die Parks liegen am besten in der Nähe guter, in das Angriffsfeld führender Straßen, etwa 10000 Meter von den feindlichen Forts entfernt. Sind dieselben, wozu meist Wochen gehören, mit dem aus der Heimat bezogenen Material eingerichtet und ist in dieser Zeit gleichfalls der Verteidiger aus seinen vor die Fortlinie vorgeschobenen Positionen verdrängt, so wird der Angreifer zum Bau seiner ersten Artillerieaufstellung schreiten. Diese wird wesentlich der Angriffsfront auf etwa 2000 bis 3000 Meter, jene überflügelnd, frontal gegenüber liegen. Die einzelnen Batterien, deren Zahl von der Stärke und Thätigkeit des Verteidigers abhängig ist, denselben jedoch überlegen sein muß, liegen ihren Zielen möglichst in verdeckter resp. maskierter Lage gegenüber. Da in dieser Periode besonders das feindliche Personal zu beschützen ist und auch die sonstigen Ziele meist gedeckt sind, so kommen hier die mit ausgiebigem Schrapnelschuß und Vertikalfener versehenen Geschütze zur Anwendung: die vorher erwähnten 21 Centimeter-Ringkanone und 21 Centimeter-Mörser, die schwere 12 Centimeter-Kanone, die Granaten bis zu 7400, Schrapnels bis zu 4400 Metern schießt, und eventuell die kurze 15 Centimeter-Kanone, welche Granaten bis zu 4400 und Schrapnels bis zu 2200 Metern schießt, und der 15 Centimeter-Mörser, welcher Granaten und Schrapnels bis zu 2750 resp. 2500 Metern wirft. Die Wahl derselben wird durch die Art der Ziele und den Zweck des Kampfes bestimmt.

Der besseren Feuerleitung wegen und um die Wirkung möglichst zu vergrößern, werden Gruppen von zwei bis vier Batterien angelegt, unter sich und mit den höheren Befehlsstellen durch optische und elektrische Telegraphen verbunden, mit ökonomischen Einrichtungen, wie provisorischen Kochgelegenheiten, Lazaretten, Unterkunftsräumen für die gesamte Bedienung u. s. w. versehen, zur Sicherung des Munitionserlasses möglichst gedeckt und durch Förderbahnen mit dem Munitionspark verbunden. Die Batterien werden mit je sechs Geschützen armiert und mit einer Munitionstagesrate von rund 60 Schuß pro 15 Centimeter-, 80 pro 12 Centimeter-, 50 pro 21 Centimeter-Kaliber, ohne die Reserve, ausgerüstet. Bevor der Angreifer sein Feuer gleichzeitig aus allen Batterien eröffnet, muß er einerseits sicher sein, daß er sich in numerischer Überlegenheit der Festung gegenüber befindet und andererseits das Feuer seiner Batterien so verteilt haben, daß jedes Ziel Massenerfeuer jeglicher Art, d. h. frontales und seitliches, rasantes, vertikales und Schrapnelfeuer erhält. Diese Artillerieanlage wird durch vorher vom Ingenieur gebaute und von Infanterie besetzte Laufgräben gesichert. Mit Hilfe der Wirkung dieser Geschützposition werden die Vorposten immer mehr gegen die Fortlinie vorgeschoben, wobei die Infanterie sprungweise vorgehen und sich sofort im Terrain einbauen muß. Jetzt werden gegen die nunmehr intensiv werdende Feuerwirkung des Verteidigers gedeckte Annäherungswege an die feindlichen Werke notwendig; die erste Infanteriestellung oder Parallele wird gebaut in einer Ausdehnung, daß sie die Angriffsobjekte umfaßt und die zweite Artilleriestellung schützt. Dem Vorgehen der Infanterie folgt nämlich die Artillerie mit ihren Batterien zur Herstellung der Hauptartilleriestellung. Der Zweck derselben besteht darin: die Verteidigungsartillerie, die ihre Aufstellung nicht nur in den Werken, sondern auch in Batterien, die dazwischen liegen, gefunden hat, niederzukämpfen, Deckungen zu zerstören, Breschen zu erzeugen und die Planierungsanlagen unbrauchbar zu machen. Die direkten Batterien dieser Artilleriestellung werden etwa 1000 Meter, die indirekten etwa 2000 Meter von ihren Zielen entfernt liegen und die Zahl derselben der Kraftentwicklung des Verteidigers entsprechen, während sie mit den Geschützen der ersten Artillerieaufstellung und den aus dem Park weiterhin herangezogenen schweren 12 Centimeter- und

15 Centimeter-Mörsern armiert werden. Diese Periode bringt den unmittelbaren direkten Kampf von Geschütz gegen Geschütz; ferner wird jetzt Bresche gelegt, was bei den heutigen Festungen allgemein durch den indirekten Schuß zu geschehen hat. Sind diese Aufgaben erfüllt und die feindliche Artillerie niedergeschlagen, so findet das methodische Überschreiten des Angriffsfeldes bis zum Glacis durch Anlage der zweiten resp. letzten Infanteriestellung mit Annäherungswegen bis an die zu nehmenden Werke statt. Der Angreifer muß jetzt, ist die Festung mit einem gut angelegten permanenten Contremineensystem versehen, zum Minenangriff übergehen, um das Glacis in Besitz zu nehmen oder aber über dasselbe sofort zum Sturm vorzugehen. Bei demselben darf die Artillerie ihr Feuer nicht unterbrechen, nachdem sie ihn durch möglichst starke Erhöhung des selben vorbereitet hat. Dasselbe thut die Infanterie durch recht zahlreiche Demonstrationen, um falschen Alarm zu bewirken, den Verteidiger herauszuloden und dann heftig zu beschießen. Die Russen wurden vor Sebastopol durch dieses Mittel so abgestumpft, daß sie beim wirklich erfolgenden Sturme nicht rechtzeitig herauskamen. Je nach der Gangbarkeit und Beschaffenheit der Bresche werden die Sturmfolonnen mit Leitern, mit Säcken, die leichtes Material zum Ausfüllen des Grabens und eventueller Wolfsgruben enthalten, Beilen zum Zerstören von Drahthindernissen und Verhauen, Dynamitpatronen zum Hineinwerfen in Scharten u. s. w. versehen. Für jedes Werk und jede Zwischenbatterie werden mehrere bestimmte organisierte Sturmfolonnen gleichzeitig in Bewegung gesetzt. Nach gelücktem Sturme sind die eroberten Werke zu untersuchen, um Verrätereien, wie sie die Franzosen bei Laon in Anwendung brachten (sie sprengten die Reste in die Luft, nachdem die Preußen sie besetzt hatten), vorzubeugen. Dann richtet der Angreifer die eroberten Stellungen zur Verteidigung gegen Vorstöße des zurückgehenden Verteidigers ein. Sobald der Verteidiger erkannt hat, daß er die Fortlinie zu halten nicht mehr im Stande sein wird, wird er zwischen dieser und der Stadteneinte eine weitere Position, ähnlich der des bisherigen Kampffeldes und mit ihren Flügeln sich an nichteroberte Forts anlehnend, einrichten. Gegen dieselbe muß seitens des Angreifers in ähnlicher Weise wie bei der Eroberung der Forts vorgegangen werden. Ist diese Zwischenstellung genommen, so bleibt dem Angreifer noch als letzte Aufgabe die Eroberung der Stadtbesetzungen übrig. Die Einnahme derselben wird wesentlich dadurch erleichtert, daß die Streitkräfte und Kampfmittel des Verteidigers jetzt stark eingeschmolzen und seine physische und moralische Spannkraft dem Zusammenbrechen nahe ist. Die Durchführung des Kampfes bis zur Einnahme der Stadt selbst wird ein schnell und intensiv durchgeführtes Bombardement oder den abgekürzten förmlichen Angriff möglich. Bei diesen ist die Schnelligkeit wesentlich bedingt durch die eingehendste Vorbereitung im Frieden; das Vorbereitungsstadium vor dem Sperrfort darf nur äußerst kurz sein. Deshalb muß der Angreifer kampfbereit vor dem Fort erscheinen und sein Feuer bald und energisch eröffnen können. Gleich nach seinem Eintreffen vor dem Sperrfort wird er mit dem Bau der anzulegenden Batterien, welche dasselbe ganz umfassen und besonders mit Vertikalfener überschütten sollen, beginnen und sie schleunigst armieren. Nunmehr muß das Fort mit einem so überwältigenden Feuer überschüttet werden, daß der Aufenthalt des Verteidigers

Der Hauptzweck der Sperrforts, Zeitgewinn für Konzentrierung und Erlangung der Operationsfähigkeit der Armee, kann nur vereitelt werden, wenn man sie schneller nimmt, als sie jenen Zweck erreichen konnten. Überfall und gewaltsamer Angriff versprechen jedoch bei der Lage und Konstruktion der heutigen, speziell der französischen Sperrforts, keinen Erfolg. Ein solcher ist, nach der Ansicht von Fachleuten, nur durch ein schnell und intensiv durchgeführtes Bombardement oder den abgekürzten förmlichen Angriff möglich. Bei diesen ist die Schnelligkeit wesentlich bedingt durch die eingehendste Vorbereitung im Frieden; das Vorbereitungsstadium vor dem Sperrfort darf nur äußerst kurz sein. Deshalb muß der Angreifer kampfbereit vor dem Fort erscheinen und sein Feuer bald und energisch eröffnen können. Gleich nach seinem Eintreffen vor dem Sperrfort wird er mit dem Bau der anzulegenden Batterien, welche dasselbe ganz umfassen und besonders mit Vertikalfener überschütten sollen, beginnen und sie schleunigst armieren. Nunmehr muß das Fort mit einem so überwältigenden Feuer überschüttet werden, daß der Aufenthalt des Verteidigers

auf dem Wall unmöglich wird und nach spätestens vierundzwanzig bis sechsunddreißig Stunden zum Sturm übergegangen werden kann, wobei vermutlich den mit der neuen Sprengfüllung versehenen Geschossen eine große Wirkung zufallen wird. Die Vorbereitungen für den Sturm müssen derartig eingehend und umfangreich getroffen werden, und es muß eventuell ein so großer Einsatz an Material und Personal stattfinden, daß ein Mißlingen dieses Angriffs ausgeschlossen ist.

Ein zukünftiger Krieg wird noch in viel höherem Maße, als es die letzten Kriege waren, Festungskrieg sein, denn es läßt sich wohl annehmen, daß der Ingenieur wie der Artillerist weiterhin alles thun werden, um den Einfluß ihrer Festungen und Geschütze zu verstärken. Haben wir Deutschen den Franzosen auch glücklicherweise den Bau der Sperrforts nicht nachgemacht, so haben doch auch wir eine Anzahl großer Festungen. So lange diese vorhanden sind, wird mit ihnen zu rechnen sein. Den bekannten General Brialmont veranlaßt die Verbesserung der Artillerie durch Einführung des raucharmen Pulvers und der neuen Geschosse mit ihrer, durch ihre Füllung von Melinit, Ekrasit, Koborit oder Schießwolle geradezu furchtbaren Wirkung zu dem Vorschlag, die Geschütze der Verteidigung in schweren eisernen Kuppeln unterzubringen und durch sie Geschütz und Mannschaft vor dem feindlichen Artilleriefeuer zu schützen. Dieselben sollen so eingerichtet sein, daß sie nach dem Schusse verschwinden und vor demselben wieder auftauchen können. Bei uns in Deutschland ist dagegen eine andere Ansicht mehr verbreitet und findet in den Erzeugnissen der neuesten Militärlitteratur hervorragende Vertreter. Dieselbe geht dahin, daß die größeren Festungen durch Ausbau so gut wie möglich gesichert werden, die weniger brauchbaren eingehen und man keine neuen erbaut, sondern daß man dafür lieber Vorräte an Material und Geschützen in Centralstationen hält, um sie von hieraus an die Orte zu verschicken, wo man im Verlaufe der kriegerischen Ereignisse sogenannte „provisorische Stellungen,“ wie Brückenköpfe, Stappen, große Lager (Plevna ist ein Beispiel dafür) anlegen will.

## Max Klingers Todesphantasieen.

Von

Dr. Alfred Gotthold Meyer.

(Schluß.)

Nur noch zweimal wird in ihnen überhaupt ein Tod geschildert: auf dem unbedeutendsten Bild der ganzen Folge, welches den entseelten Herodes an den Stufen seines Thrones zeigt, und in der „Chaussee.“ Dies Blatt ist nur eine verkleinerte Kopie der unter dem Namen „Das Gewitter“ bekannten Radierung, mit einer Abänderung, welche ihren ursprünglichen Charakter nur sinnfällig konzentriert. Die gleiche Landstraße unter Gewitterhimmel und Gewitterlicht mit ihren Baumreihen, deren Blätter in fahlem Scheine zittern; aber nicht mehr in einsamer Ruhe zwischen Bliz und Bliz, sondern nach dem verheerenden Strahl. Der eine der Stämme ist von seinem Pflock losgerissen und neben ihm liegt quer über den Pfad eine vornüber gestürzte Gestalt: das Landschaftsbild mit Todesstimmung ist zum Schauplatz des Todes selbst geworden. — In ähnlichem Sinn sind zwei Seestücke der Folge einverleibt. Das eine zeigt ein sinkendes Schiff im letzten Kampf mit den Wellen. Das zweite nennt Klinger „Seelente.“ Vor uns liegt der Meerespiegel; aus dem Wasser ragen vorn große Steine auf, auf denen drei Schiffbrüchige (?) sitzen. Der eine scheint dem Genossen bei einem Sprung von einem Stein zum andern behilflich zu sein; der dritte, welcher auf diese Gruppe zuelt, ist nur im Rücken sichtbar. Zur Linken vorn kriecht eine Riesenschildkröte aus dem Wasser. Der Vorgang selbst ist hier nicht völlig klar, wohl aber die Stimmung, die Vereinsamung und Dummheit

dieser drei Männer angesichts der öden Meeresfläche. — Mit dem letzten hier noch zu erwähnenden Bild that der Künstler einen genialen Griff in die neuerstandene Welt unserer Tage. Auf dem Schienenvogel, der durch wild zerklüftetes Felsengebirge fährt, ruht ein Gerippe mit gekreuzten Beinen, als halte es hier in der Mittagshitze behagliche, dem kommenden Zug verderbliche Siesta. Hier allein klingt leise eine der grausen Ironie und dem Teufelschmerz des Holbeinschen Totentanzes verwandte Auffassungsweise an, freilich deren moralischer Größe gänzlich bar.

So weit der erste, im vorigen Jahre abgeschlossene Cyklus. Seither sind weitere sechs Radierungen erschienen, welche laut der eigenhändigen Unterschrift des Künstlers einer „zweiten Folge“: „Vom Tode“ angehören. Ohne diese Signatur würde man auf solchen Zusammenhang kaum schließen, und selbst mit diesem Hinweis scheint es uns nicht möglich, eine unmittelbare Beziehung aller einzelnen Darstellungen zum Hauptthema zu finden. Dieselben bestehen bislang in vier Allegorien, einer historisch-allegorischen Scene und einem landschaftlichen Stimmungsbild. Von den Allegorien trägt die eine bereits die Jahreszahl 1885. Der Vordergrund zeigt lediglich eine nackte Jünglingsgestalt, die mit ausgestreckten Armen nach rechts hin schreitet. Dort fällt das mit Trümmern antiker Bauten bedeckte Hochplateau, welches sich hinter, oder besser über dem Jüngling ausdehnt, in schroffer Felswand ab, an der wilde Gestalten schreiend und stürzend in rasender Eile zur Tiefe hinabzugleiten scheinen. Über dem Plateau hoch eine Riesengestalt in voller Vorderansicht, das Haupt haar- und bartlos, mit angezogenen Beinen, sodas die Füße hart über der Landschaft schweben; die Arme völlig wagrecht, weit ausgebreitet, die Rechte einen Bergkegel umkallend, die Linke über jenem Felsenabhang, auf einer Sanduhr. Die Unterschrift des ganzen lautet: „Integer vitae seclerisque purus!“ — Das ist nicht mehr und nicht weniger als ein malerisch gefaßtes Rätsel. Ist jener Riese drohen durch seine Stellung und durch die Bewegung seiner Hände im Herabgleiten aufgehalten, nun gleich einer hängenden Lawine über der Landschaft drohend, oder sinkt er in langsam-wichtigem Fall auf sie hernieder? Sind jene stürzenden Gestalten am Abhang seine Vorboten, dem Geröll vergleichbar, das in wilden Säzen der Schneemasse voraus von Fels zu Fels springt? Ist der Jüngling vorn nur eine gut gezeichnete Aktfigur, zu Nutz und Frommen seines Schöpfers auf die ursprünglich für ganz andere Gestalten frei gebliebene Fläche gesetzt, oder ist er ein Geistesverwandter jenes unschuldigen Schwärmers, zu welchem Horaz sein eigenes Ich schelmisch erhebt, oder gar jenes Direrschen Rittersmannes, der unbereit durch Tod und Teufel seine Straße zieht, und darf man die Horazische Unterschrift durch das

„Si fractus illabatur orbis,  
Impavidum ferient ruinae“

erläutern? —

Mit größerer Sicherheit könnte man die Deutung versuchen, wäre die Zusammengehörigkeit dieses Blattes mit dem zweiten „Und doch!“ bezeichneten zweifellos. Vor einer bestimmten Meinungsäußerung des Künstlers nach Abschluß der ganzen Folge aber wird man auch an dieser mit erhobenen Armen, fliegenden Haaren und flammendem Blick vor einer Hügelandschaft vorwärtsschreitenden Jünglingsgestalt, deren nackter Körper sich leuchtend vom dunklen Grunde abhebt, vorerst nur die meisterhafte künstlerische Durchbildung rühmen dürfen. Und ähnlich verhält es sich mit der eigenartigen, halb historisch, halb allegorisch aufgefaßten „Darstellung des Herrschers,“ dem der Tod in des Kanzlers Tracht zu huldigen scheint. — Nur zwei unter den neuen Bildern dieser Gattung sind völlig klar verständlich. Das eine spricht weit mehr zum Verstand, als zum Auge. Knapp unterhalb der schmalen Kuppe eines Schneeberges hängt ein Wanderer mittelst einer Schlinge an seinem in den Schnee gestohlenen Bergstock, mit ausgestrecktem Arm nach der Stelle herabspähend, wo nicht weit von ihm, aber dennoch unerreichbar, seine — Brille liegt. Dies

winzige Ding ist solch lebensgefährlichen Wagnisses wohl wert, denn für diesen „Philosophen“ entscheidet es über das „Sciens“ und „Nesciens“, das ihm aus der Tiefe entgegenlacht. Die geistvolle Ironie dieser Darstellung bedarf nicht erst näherer Erläuterung; doch dünkt uns diese Gattung von Bildern für den vorliegenden Cyklus wenig geeignet. —

Unterbrechen wir hier zunächst einmal die beschreibende Charakteristik der einzelnen Blätter zu Gunsten einer knappen kritischen Rückschau. — Wenn von Klinger nichts anderes bekannt wäre, würde lediglich aus diesen vierzehn Radierungen das Bild einer bedeutenden, gänzlich selbständigen Künstlerpersönlichkeit empfangen. Dieselbe wandelt abseits vom breiten Pfad der Tradition, auf seltsamen Bahnen, wie sie selbst unter den Meistern der Vergangenheit nur wenige — etwa ein Goya, ein Wiertz — einschlugen, aber sie bannt uns mit genialer Macht in ihren Kreis. Sie folgt lediglich ihrem momentanen Empfinden, rückhaltlos, um fremdes Verständnis sichtlich unbekümmert, aber sie verleiht ihren Schöpfungen hiedurch stets jenen unbeschreiblichen Reiz, den ein Streiflicht in die geheimste Werkstatt künstlerischen Schaffens, in das Ringen des Bildners mit seiner Phantasie, dem fremden Auge gewährt. Dies läßt selbst eine Unvollkommenheit der Ausdrucksmittel zeitweilig übersehen. Eine unverständliche Macht scheint des Künstlers Hand zu leiten, das Gebot einer inneren Stimme alle Einsprüche im Namen des Schönheitssinnes, ja selbst der Naturwahrheit, gelegentlich zu übertönen. Doch auch wir vernehmen diese Dissonanzen nicht lange, denn sie verhalten in dem Eindruck individueller Kraft, der sie zu einem im höheren Sinn harmonischen Ganzen eint. Wer diese Bilder ohne sonderliche Liebe, ja selbst wer sie mit geheimem Widerstreben an sich vorüberziehen lieh, wird ob der großen Macht erstauern, mit welcher sie sich der eigenen Phantasie einprägen und später, ungerufen, plötzlich, wieder vor ihr auftauchen. Sie haben etwas Unheimliches, Gespensterhaftes, dessen Einwirkung sich niemand zu entziehen vermag. Wesen Anschauungsweise oder Stimmung vollends für den Ideen- und Empfindungsgehalt dieser Darstellungen besonders empfänglich ist, dem werden sie zu bösen Traumgestalten der eigenen Seele.

Aber diese vollgültige Anerkennung der individuellen Größe, die aus jedem dieser Blätter spricht, und über den Gesamteindruck entscheidet, vermag die vergleichende und abwägende Kritik der künstlerischen Durchführung an sich nicht zu entfesseln, und von diesem Standpunkt aus bleiben die Einwürfe, welche die Klingerfeinde zu wiederholen nicht ermüden, auch von diesen neuen Arbeiten häufig berechtigt. Einen äußeren Mangel glaubte dort selbst Brandes nicht verschweigen zu dürfen: „Klinger ist noch kein Meister in der eigentlichen Zeichnung.“ — Das gilt auch „noch“ von einzelnen unter diesen Blättern. Freilich: Klinger selbst hat nach dem Ruhm eines korrekten Zeichners kaum je selbst gestrebt. Er ist ein Malerradierer. Nicht der klar und knapp gezeichnete Umriß, sondern der Ton ist sein Ausdrucksmittel. In diesem Sinne verwerdet er alle technischen Hilfsquellen seiner Kunst nebeneinander. Er redet die Sprache Rembrandts. Aber leider nur selten mit ganzer Kraft! Neben Vollendetem stehen unbegreifliche Mängel; um so unverzeihlicher, als Klinger selbst zu ihrer Verurteilung den Maßstab bietet. Der Meister des Boecklin gewidmeten Titelblattes zu „Eine Liebe“ sollte nicht Meeresswellen darstellen, welche vom Wüstenland kaum zu unterscheiden sind; der Radierer des „Sommermittag“ und der „Mondnacht“ dürfte ein Blatt wie „Das Kind“ mit solcher Wiedergabe des Strauchwerks nicht als vollendet bezeichnen. Überhaupt gilt gerade von dieser neuen Serie, was ein scharfer Kritiker unseres modernen Kupferstichs trotz aller Anerkennung an den Klingerischen Radierungen rügt: sie gleichen häufig nur „Skizzen“, lassen die liebevolle Durchführung zu voller Reife vermissen. Die Freude an der Erscheinung als solcher, die, ohne viel nach der geistigen Bedeutung zu fragen, an der Nachbildung des Erschauten selbst Genüge findet und nach dem klassischen Muster der Niederländer hierbei selbst im kleinen Großes wirkt, ist

Klinger von jeher fremd gewesen. Das mit miniaturartiger Feinheit durchgebildete Hündchen „Tjou-Tjou“, schon technisch ein — leider wenig bekanntes — Meisterwerk, ist unter seinen Radierungen in diesem Sinn eben ein Unikum. „Naturdarstellung ohne Idee“, das Motto der jüngsten Malerschule, erschien ihm kaum als eine würdige Aufgabe der Kunst. Dieser Standpunkt an sich ist sicherlich vollauf berechtigt, aber die wahrhaft Großen, die von ihm ausgingen, waren auch in der „Naturdarstellung“ selbst Meister; diese wurde ihnen freilich nur Mittel zum Zweck, aber eben als solches stets unentbehrlich. Klinger nähert sich ihnen an Fähigkeit mehr und mehr. Schrittweis läßt sich dies an seinen Werken verfolgen. Man vergleiche beispielsweise nur die prächtige Durchbildung des Nackten auf dem Blatte „Und doch!“ mit früherer, äußerlich verwandten Darstellungen. — Aber Klinger scheint die Bethätigung dieser Fähigkeit bisweilen für entbehrlich zu erachten, und hier leitet ihn die impetuoöse Gewalt, die seine Hand besetzt, zweifellos auf Irrwege. Wie hoch auch immer der Reiz unmittelbar vom Moment geborener Schöpfungen der Künstlerphantasie geschätzt werden möge: als Bild vor Augen gestellt, bildlich verkörpert, müssen sie allseitig klar erscheinen. Das ist ein ästhetisch wie kunsthistorisch unanfechtbarer Grundsatz, und ein solches Wirrsal von Strichen und Gebilden, wie beispielsweise das Blatt „Der Landmann“ in der Figur des gestürzten Flugführers zeigt, bleibt ein unentschuldbarer Mangel. — Und noch in anderer Weise äußert sich diese Verachtung plastischer Klarheit und präciser bildlicher Sprache. Bei einzelnen Darstellungen ist oben unumwunden eingestanden worden, daß wir sie nicht völlig sicher zu deuten vermögen. Wir brauchen dies Geständnis nicht zu scheuen, denn der Künstler selbst scheint es herauszufordern. Auf so unklare Fragen, wie er sie bisweilen zu stellen liebt, darf auch die Antwort fragwürdig bleiben. — Über die Allegorie ist seit Winkelmanns Apotheose schon viel Nützliches und Unnützes geschrieben worden, daß man eine theoretische Erörterung dieses Themas thunlichst vermeidet. Klinger gehört zu den Wenigen, die von neuem zu seiner Behandlung verlocken könnten; denn er hat es von Anbeginn künstlerisch selbständig beleuchtet. Seine größten Schöpfungen gehören im Grunde dieser Kunstgattung an, aber sie sind eben deswegen groß, weil sie über den traditionellen Begriff dieser Gattung hinausgehen, weil sie nicht lediglich Ideen verkörpern, sondern zugleich Traumbilder, in denen Form und Inhalt unzertrennlich verbunden sind. Das, was letzthin über den künstlerischen Wert der Allegorie entschieden, ist ihre psychologische Wirkung im Sinne eines Stimmungsbildes. Wer sich derselben nicht hingeben, wer „den Traum nicht mitträumen“ will, wird solche Werke stets verurteilen. Aber die Anregung wenigstens muß von den Werken selbst ausgehen, und sie muß sich so klar und machtvoll äußern, daß der Sinn des Beschauers ihr als einer sicheren Leiterin zu ihrer eigenen Quelle in der Phantasie des Künstlers zu folgen vermag. Klinger's Haupterschöpfungen selbst bieten hierfür herrliche Beispiele, man denke nur an jene gewaltigen „Intermezze“, welche im Cyklus „Eine Liebe“ den Gang der Handlung unterbrechen, oder an den furchtbaren Schlusssaccord, mit dem „Ein Leben“ ausklingt. Da spricht ein echter Dichter eine allgewaltige Sprache, die freilich gänzlich ungewöhnlich ist, aber gleichwohl völlig verständlich. In diesem Cyklus „Vom Tode“ jedoch fehlt schon die äußere Verbindung der einzelnen Szenen, welche die übrigen Cyklen aufweisen; es fehlt selbst ein geistiger Mittelpunkt, wie ihn die „Phantasien“ über den Handschuh besitzen. Um so stärker mußte hier demgemäß das psychologische Element hervortreten, um so mehr wird es innerhalb dieses Cyklus in einzelnen Blättern, wie beispielsweise in jenem „Integer vitae“, vermisst. Daß der Künstler in den Umrahmungen der Bilder seiner Phantasie völlig die Zügel schiefen ließ, Spuckgebilde mit landschaftlichen Motiven und ornamentalen Spielereien wechseln läßt, soll in diesem Sinne nicht beanstandet werden.

Doch wir haben die Betrachtung der Radierungen selbst

unterbrochen; noch folgen zwei Blätter, welche der Künstler zum Abschluß der zweiten Serie erkoren hat. Unsere Aufnahmefähigkeit ist spröde geworden, jene kritische Rückschau war zu stimmungsvoller Vorbereitung wenig geeignet, der Blick ist für Mängel und Unzulänglichkeiten geschärft, und auch in uns regen sich leise Zweifel, ob das abschprechende Urtheil der Klingerfeinde nicht dennoch zu Recht besteht. — Vor diesen beiden Werken aber müssen sie beschämt verstummen, vor ihnen treten alle bisherigen Eindrücke zurück. So spontan und gewaltig vermag nur die Offenbarung eines Genies zu packen. In herrlicher Landschaft voll wilder und lieblicher Pracht zeigt sich ein seltsames Paar. Die Titanengestalt eines Jünglings von überirdischer Kraft und Schönheit schreitet vorüber, ein Panzer umfängt die Brust, die Rechte ist in die Hüfte gestemmt, die Linke faßt einen gewaltigen, geschulterten Hammer. Blick und Schritt sind star gradaus gerichtet. Kein Stürmen und Eilen, sondern ein völlig ruhiges Vorwärtsdringen. Aber es liegt in dieser scheinbaren Ruhe eine Bewegung von furchtbarer Kraft, unaufhaltsam, unentrinnbar. Klinger ist in der Wiedergabe einer solchen ruhigen Bewegung, die zu den schwersten Aufgaben der Kunst zählt, ein unübertroffener Meister. Er hat im Cyklus „Ein Leben“ das langsame Hinabgleiten ins Meer der Sinnlichkeit und ins bodenlose Nichts mit grauenvoller Wahrheit geschildert; das zu neuen trügerischen Freuden im Flug durch das All schwebende Paar in „Eine Liebe“ dringt von geheimnisvoller Macht gezogen sicher empor: gleich gewaltig aber, wie auf diesem Bilde, hat er diese seltene Seite seiner Kunst nie offenbart. Stellt man im Geist diese Jünglingsgestalt den genialsten Verkörperungen gegenüber, die Menschengeschick und Tod in der bildenden Kunst gewonnen haben: an sinnberückender Macht wird sie selten erreicht. Der Boden scheint unter ihrem langsamen Schritt zu dröhnen. Gegen diesen Tritts giebt es keinen Widerstand. Die herrliche, geflügelte Frauengestalt am Boden krümmt sich vor ihm, in hilfloser Ohnmacht der Gewalt des Nahenden preisgegeben, dessen leicht erhobener Fuß, von ihren Händen in wirkungsloser Abwehr umfaßt, bereits ihren Leib zermalmend berührt. — „Zeit und Ruhm“ hat der Künstler das Blatt genannt. Es bedarf dieser Unterschrift nicht, denn dieses Sinnbild kann durch erklärende Worte nichts gewinnen. —

Wie der tiefenste, unheimliche Grundton in der ersten Folge, so sollen auch diese neuen Todesphantasieen in einem harmonisch-versehrenden Wohlklang ausklingen, nur erschallt derselbe hier noch weihvoller, noch unmittelbarer aus den Tiefen der Menschenbrust. — Das letzte Blatt zeigt zunächst nur ein landschaftliches Stimmungsbild von hoher Schönheit. Links eine prächtige Gruppe von jungen und uralten, umrankten Bäumen über duftigem Gebüsch, rechts ein einzelner Stamm. Dazwischen freier Ausblick auf die in heitrem Sonnenglanz ruhende Meeresfläche. Auf der Uferwiese aber kniet eine Gestalt, im Rücken sichtbar; Gewand und Schuhe hat sie abgeworfen und birgt das Antlitz in beiden Händen. — Ein ergreifendes Gebet an die Schönheit der Natur, welches am Ende dieses Cyklus, als Glaubensbekenntnis eines Klinger, uns mit doppelter Macht bewegt: jener stammelnden Anrufung der antiken Göttin ist hier eine herrliche Offenbarung gefolgt. —

Sollte dieselbe auch für den Künstler selbst eine solche Bedeutung haben? Wendet sich seine Phantasie von jenen unheimlichen Schreckgebilden wieder von neuem geläutert dem Hohen und Schönen zu? — Diese Entwicklung wäre nicht wunderbar, und sie würde weiteres Zeugnis für den inneren Zusammenhang bilden, in welchem diese eigenartige Künstlerpersönlichkeit mit dem Zeitgeist steht. Denn daß Klinger den großen Führern der neuen Ara auf litterarischem Gebiet stammverwandt ist, dafür bedarf es nach der Schilderung dieser Todesphantasieen kaum erst des Beweises. Erschien er zuvor bisweilen als der berufenste Illustrator eines Zola, so tritt hier diejenige Eigenart, die ihn einem Ibsen nähert, mit genialer Kraft in den Vordergrund. Man kann Klingers „Devre,“ und besonders diesen letzten Cyklus, nicht durchblättern, ohne

an den Meister der „wilden Unheimlichkeit,“ an den Dichter des „Peer Gynt“ und des „Brand“ zu denken. Mit gleicher Kraft wie Ibsen steht Klinger auf dem Boden der Wirklichkeit, mit gleicher Kraft erhebt er sich vom Erdenstaub in das Reich der Phantasie. — Auf einem Gebiet aber ist Klinger seinem nordischen Zeitgenossen überlegen. Gerade seine frühesten Madrierungen und jene letzte lassen es klar erkennen. Es ist ein Gebiet, welches gerade unsere deutsche nationale Kunst von Anbeginn zu ihrem hehrsten Schauplatz erkoren hat: es ist das urdeutsche Gefühl für die Natur, dies innige Lauschen auf die stumme Sprache der Landschaft, die zum Echo des eigenen Empfindens wird; die gleiche Saite der deutschen Volksseele, deren höchste Schwingungen sowohl in mythischer Phantasie wie in den reinsten Hymnen der deutschen Musik erklingen. Leis' halt die Saite in allen Schöpfungen Klingers nach, wo sie aber den Sieg über die Widersprüche und Launen seiner Phantasie gewinnt, da verleiht sie seinen Werken unvergängliche Schönheit. In diesem Sinne bezeichnen die beiden letzten Blätter des neuen Cyklus einen gewaltigen Fortschritt über alle früheren Arbeiten, der hoffentlich auch die geschworenen Kritiker und Gegner der Klinger'schen Muse zum Schweigen bringen wird. Möge dies „Gebet an die Schönheit“ sich herrlich erfüllen. Es hat die wirksamste Gottheit zum Bestand, denn es bezeugt, daß Klinger seinem Wahlpruch unentwegt folgt: „Denn uns ist gegeben, an keiner Stätte zu rasten.“ —

### Aphorismen.

Wenn alle Menschen in den Himmel kämen, gäbe es keine Seligkeit.

Eine Ballgesellschaft gleicht meist einer Bibliothek, die nicht von einem Gelehrten, sondern von einem Buchbinder zusammengestellt worden ist.

Die Lüge ist eine derjenigen Krankheiten, die desto leichter entstehen, je dichter die Menschen beisammen wohnen.

Früher lief man bei Erdbeben in die Kirche, jetzt flüchtet man sich in die freie Natur.

Leute, die sich in verschiedenen Stockwerken befinden, können nicht zusammen tanzen. P. C.

### Ein romantischer Roman.

Son

F. W.

**F**ür den ersten großen Roman von Adolf Wilbrandt\* ist es bezeichnend, wie für die ganze verfließende Epoche, welcher dieses Buch noch angehört, daß der Dichter die Ferne durch Realismus näher bringen und die Nähe durch Idealismus uns entrücken will. Dies gilt für die geistige Nähe und Ferne ebenso gut wie für die körperliche; für die geographische ebenso gut wie für die seelische. Ein Nebenumstand giebt das beste Beispiel für das, was ich meine. Die Handlung des Romans hat zwei getrennte Schauplätze; das erste Buch und der größte Teil des dritten spielen in der Umgebung von Salzburg, das zweite Buch zwischen Rostock und Heiligendamm, in des Dichters eigener Heimat. Nun ist es ganz ergötzlich und für den litterarischen Leser überaus lehrreich, wie Wilbrandt die romantische Alpengegend bis auf jedes

\* Adams Sohn. Roman von Adolf Wilbrandt. (Berlin, Verlag von Wilhelm Herz, Kesseler'sche Buchhandlung 1890.)

Wirtshauschild genau zu kennen vorgiebt, sein profaisches Mecklenburg dagegen wie ein romantisches Fabelland behandelt. Im Salzburgischen erfahren wir auf Schritt und Tritt, wo wir uns befinden, ein Tourist könnte den Helden des Romans überallhin nachgehen, wenn er auch ihre Thaten nachzuthun kaum so verbrecherisch wäre; in demselben Stile müßten wir dann die Türme von Kostock, den Breitling, Warnemünde mit dem Strom und dem Spill, den Heiligen Damm, Dobberan u. s. w. nennen hören. Da giebt Wilbrandt aber höchstens leise Andeutungen, und nur wer von Mahn und Ohlerich bis Peter Jungmann zufällig seine Bierstudien ausgedehnt hat, vermag in der einfachen Gegend, in der so unerhörte Geschichten passieren, das Kostocker Land zu erkennen. Dem Dichter selbst ist es gewiß unbewußt geblieben, warum er die beiden Landschaften so ungleich und — so müßten wir hinzufügen — so stillos geschildert hat; wir aber glauben den Grund deutlich zu sehen. Er kennt die österreichischen Alpen recht gut, aber doch nur als Tourist, als Fremder, als ein Wanderer, der sie in erhöhter dichterischer Stimmung durchstreift, der mit Maler- Augen auf ihre Berge und in ihre Thäler geblickt hat und der sich darum einbildet, in seinen Erinnerungen gerade den farbigen Abglanz davon zu besitzen, der zwar nicht das Leben, aber dafür just die Kunst ist. Er glaubt darum in der Darstellung hier so realistisch wie nur möglich sein zu dürfen und verwendet fleißig alle seine Reiseindrücke. Umgekehrt ist ihm das Stüchlein Erde zwischen Kostock und Heiligendamm so geläufig, daß er sich vor der Prosa fürchtet und sich einbildet, die Kunst verlange etwas Verschwommenheit; daher die blassen Farben, die unbestimmten Linien und das Spielen mit Anfangsbuchstaben.

Der Hinweis auf eine so offenbare Stillosigkeit wäre überflüssig, wenn sie nicht typisch wäre für solche Dichter, die gegen ihr eigenes besseres Gewissen in den Anschauungen der Romantik stecken geblieben sind und selbst dann, wenn sie ihr modernes Empfinden äußern möchten, im Banne dieser alten Schule bleiben. Adolf Wilbrandt ist mit seinem ersten Romane einfach zu spät gekommen. Alles was diese Gattung vermag, hat Paul Heyse in seinen beiden großen Romanen erreicht, und auch Heyse beinahe gegen die Fähigkeit der Gattung, nur durch die Kraft seiner Gedanken und durch die Schönheit seiner Sprache. „Adams Söhne“ lieft sich wie eine schwächliche Wiederholung von Heyse, wie denn auch der Titel nichts weiter ist als eine Umschreibung von „Kinder der Welt.“ Und nicht einmal eine ganz richtige Umschreibung; denn auch Adolf Wilbrandt meint nicht den alten Adam, sondern die neue Frau Welt, und er zeigt uns nicht deren Söhne allein, sondern auch deren Töchter, weil doch ohne hunte Reihe ein ordentlicher Roman mit seinem erfreulichen Ausgange nicht zu stande käme.

Die vielgeflochtene Handlung dieses Romans selbst — so viel geflochten, daß man zwei Zöpfe in dem stattlichen Kunstwerk durcheinander geben sieht — nachzuerzählen, das wäre eine Aufgabe für den Spötter oder für denjenigen, der aus einem verunglückten Romane ein schlechtes Theaterstück heraus-schneiden wollte. Aber zum Verspotten ist Wilbrandt zu gut, und daß der Stoff für ein Drama zu schlecht ist, das hat der Dichter selbst bewiesen, da er „nur“ einen Roman daraus machte. Ursprünglich hat ihm — wenigstens für das zweite Buch möchte ich es kühn behaupten — ein Schauspiel vorge-schwebt. Ein mecklenburgischer Gutsbesitzer lernt auf einer Reise die schöne Amerikanerin kennen, welche bald sowohl ihn als seinen jugendlichen Sohn bezaubert. Ein bißchen zufällig trifft man sich in Heiligendamm wieder, wo eine Intrigue geknüpft und gelöst wird, wie sie unwahrscheinlicher wahrscheinlich nicht ausgedacht werden kann. Ein dämonischer Jüngling, der im Verlaufe der Geschichte sogar eine Kellnerin verführt, entpuppt sich als der Gatte der schönen Amerikanerin, ein Geheimrat aber, der diese gern verführen möchte, ist schließlich ihr leib-haftiger Schwiegervater. Ein unmögliches Stellbichen führt dazu, daß der Schwiegervater im Zweikampf und der Gatte durch Selbstmord stirbt. Nun beginnt ein neuer feinerer

Roman, in welchem Vater und Sohn um die schöne Witwe kämpfen. Die besten Eigenschaften Wilbrandts offenbaren sich, da der Sohn, allerdings erst nach allerlei abenteuerlicher Lebensgefahr, als Werber für den Vater auftritt. Er wurde von Anfang an als Schwärmer dargestellt, der sich im Fasten übte.

Der Aufbau der Handlung ist, wie ich fürchte, nicht zu retten. Aber auch über den einzelnen Gestalten liegt es wie ein Schleier. Eine ähnliche Kunstüberzeugung wie die, um deren willen Wilbrandt die Alpenwelt für kunstreif hält, sein liebes Mecklenburg aber nicht, läßt ihn seine Helden alle kolossal, heroisch, alpenmäßig malen; was ihr Leben leitet, was ihre Entschlüsse herbeiführt, das sind nicht alltägliche Seelenkräfte. Der Dichter schildert uns äußerlich die Menschen, die wir alle kennen, aber ihre Charaktere stammen samt und sonders aus der Zeit, da Lord Byron sich und die Welt bei allem Welt-schmerz so furchtbar interessant fand. Während in Wirklichkeit die meisten Menschen dumm und träge dahinleben, herdenmäßig, finden wir in all dieser Romantik keinen einzigen Vertreter der Mehrheit; jeder, der an der Handlung beteiligt ist, erweist sich als genial, als geistig hochstehend, oder wenigstens als schlau und leidenschaftlich. Adolf Wilbrandt zeichnet zur Not noch in den Hintergrund die Figur eines österreichischen Bauern hin-ein, seine eigenen Landsleute aber überieht er, als ob niemals ein Fritz Reuter geschrieben hätte.

Daß aber Wilbrandts handelnde Menschen nur Gedanken-träger sind, das bedeutet doch wieder andererseits einen Vorzug, um welchen ihn viele von unsern Modernen beneiden könnten. Der deutsche Naturalismus, welcher alle Fehler der ältern Richtung genau erkannt hat und sie pedantisch vermeidet, setzt sich dafür mit großem Gleichmut der Gefahr aus, an der seichten Geistlosigkeit zu scheitern. Namentlich unter denen, die sich konsequente Realisten nennen, herrscht ein rühmlicher Wett-eifer, jeden geistreichen Einfall, ja geradezu jedes tiefe Wort zu unterdrücken, und der Natur gegenüber ihre Verehrung durch Unselbständigkeit zu äußern. Diese Herren sind konsequent wie eine Flintenkugel, welche den Lauf verlassen hat. So eine Flintenkugel hat nun ohne Frage ihren Reiz und ihre Wirkung; ich wünschte den Künstler aber etwas belebter, und sollte er dabei an Konsequenz auch Einbuße erleiden.

Zu den Dingen, welche einer Flintenkugel fehlen, gehört auch der Geist und was sonst nach uralter Anschauung zu einer dichterischen Persönlichkeit gehört. Wenn ich die Wahl habe zwischen den obersten deutschen Naturalisten und den geist-losen, ja geradezu dummen Formtalenten, welche in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren mitunter die größten Saison-erfolge hatten, so sind mir gewiß die Naturalisten lieber, weil sie wenigstens ein Stüchlein Natur bieten. Aber wie wir uns selbst in der großen Natur nach Stundenlangem, gedankenlosem Genießen plötzlich nach einem Menschen sehnen, wie wir in der stillsten Düneneinsamkeit lyrisch und unter dem nächtlichen Himmel ganz inkonsequent werden können, so daß wir menschen-hungrig mit Lenau rufen: „Weil' auf mir, du dunkles Auge.“ — so erweckt die Sorte von pedantischem Realismus in uns noch mächtiger den Wunsch nach geistiger Kost, nach „höherem“ Umgang, nach einer überlegenen Persönlichkeit, nach edler Form und stolzen Gedanken. Und so greifen wir dann unserem ästhe-tischen Bekenntnis zuwider immer wieder nach einem Buche, wie es Paul Heyses „Kinder der Welt“ sind.

Ach so! Na ja, nämlich auch an geistigem Reichtum steht Wilbrandts Roman „Adams Söhne“ fast so tief unter seinem Vorbilde, wie er über der freiwilligen oder unfreiwilligen Armut der Neusten steht. Wo Wilbrandt an düstere indische Lehren anknüpft und in bedeutenden Gesprächen Unsterblichkeit durch Seelenwanderung predigt, da spielt Heyse in heiterer Höhe mit Schopenhauerschen Ideen; wo Wilbrandt mit seinen übermenschlichen Helden leicht pathetisch wird, da behält Heyse noch seinen guten Humor; und wo Wilbrandt sich durch einen absonderlichen Stoff, wie die Eiferjucht zwischen Vater und Sohn, reizen läßt, da bleibt Heyse seiner großen

Aufgabe getreu, für die innere Freiheit alles Menschentums zu kämpfen.

Paul Heyse ist in den letzten Jahren von den Antiromantikern zur Zielscheibe genommen worden; mehr um seiner Vorzüge als um seiner Schwächen willen ist er der Mittelpunkt aller Angriffe, welche von ernstlichen literarischen Revolutionären ebenso wie von unreifen Lärmmachern gegen die alte Welt einer verblässenden Schönheit ausgehen. Da Wilbrandts neuer Roman zu seinem Unglück in allen großen und kleinen Zügen an Heyses mächtigstes Werk erinnert, so schien die Gelegenheit günstig, wieder einmal darauf hinzuweisen, daß die Ablehnung von „Adams Söhnen“ nicht einer ästhetischen Pedanterie zuliebe erfolgt, sondern aus dem Gefühle heraus, daß diesmal die Kraft der Persönlichkeit nicht groß genug war.

## Kleine Kritik.

**Epilog eines Puritaners zum Berliner Schützenfest.** Mit Entsetzen fuhr ich mir jüngst über meinen Mundtopf, als ich in der Zeitung die Nachricht las, das Kleid einer Ulmer Dame, die beim Münherfest mitwirkte, koste 10000 Mark! Wundt ist mit Recht der Ansicht, daß so schlechte Verwaltung des anvertrauten Gutes moralisch mindestens so verwerflich ist, als Diebstahl, und so gebe ich mich der Hoffnung hin, daß solches wenigstens in einigen Jahrzehnten nicht mehr möglich ist, da es sonst vom Strafrichter geahndet würde. — Die Erinnerung daran verfolgte mich, als ich letzten Sonntag in Erwartung des Schützenzuges auf der Straße stand. Sollte es doch auch nicht ein bloßer imposanter Einzug der Schützen werden, sondern wieder einmal ein „historischer“ Anzug. Nun, die Berliner haben es sich so viel nicht kosten lassen, aber immerhin kam, wer ästhetischen Genuß oder dergleichen suchte, nicht auf seine Kosten. So ein Festzug ist überhaupt nichts als das frampfhafte Bestreben der Gegenwartsmenschen, die Geschichte zum Stillstand zu bringen; aus allen Kräften schreien sie: Halt! hier ist eine Epoche! hier ist etwas ganz Besonderes! und damit sie das selber glauben und womöglich auf die Nachwelt einen Eindruck machen, veranstalten sie einen Festzug. Das kommt mir gerade so vor, wie das Geschrei, das die wilden Völker bei einer drohenden Sonnenfinsternis erheben: sie glauben den bösen Wolf dadurch zu verhindern, die Sonne zu freßten. Und richtig: es ist immer wieder Tag geworden. — Im übrigen ist ein solcher Zug besonders geeignet, die Leidenschaften der Masse unnötig zu erregen, nämlich dadurch, daß die Leute so lange auf der Straße warten müssen: mancher besonnene Familienvater wird es, wenn er nach Hause kommt, gar nicht mehr begreifen wollen, daß er ohne einen vernünftigen Grund mit wildfremden Menschen Streit bekommen hat.

Solche Massenwirkung ist von Übel. Etwas anderes ist es um die große und edle: erhebend wirkte auf die Tausende, die in der großen Festhalle am Montag abend versammelt waren, der Gesang des Märlichen Sängerbundes: 800 Männerchören wirkten da in patriotischen Liedern zusammen, um den Gesamtgeist zu erwecken, und die Wirkung war mächtig.

Im übrigen war aber auch in der Festhalle manches wahrzunehmen, das mein puritanisches Herz verletzete. Getrunken ward nur Wein. Ich tadle das nicht allein darum, weil er den Genuß verteuert, sondern weil er ihn verschlechtert. Wein ist überhaupt kein Massengeränk und sollte nur in kleiner Menge getrunken werden. Denn bei Massengelagen ist der Rausch unausbleiblich, und ein Weirausch ist so viel abscheulicher als der Bierrausch.

Noch weniger gefallen konnte mir die Begleitung, die sich mancher graue Schütz, dem der glatte Keif am Finger glänzte, gewählt hatte: ich bekam fast den Eindruck, als ob dem großen Schützenkongreß parallel ginge eine internationale Versammlung gewisser Dämchen. Und immer wieder während der Festwoche kam mir die Erinnerung an die Stelle aus Ibsens „Gespenstern“: „Haben Sie denn niemals gehört, wie diese Ehrenmänner bei ihrer Heimkehr sich über die zunehmende Unmoralität

im Auslande ausgesprochen haben? . . . Man kann ihnen getrost aufs Wort glauben. Sie sind zuweilen sachkundige Leute!“ —1.

**Endymion.** Von Carl of Beaconsfield (Benjamin D'Israeli). Aus dem Englischen von Professor Dr. C. Böttger. Autorisierte deutsche Ausgabe. Zweite Auflage. (Drei Teile. Leipzig. F. A. Brockhaus 1890.)

Distractis Romane sollen in England sehr beliebt sein oder wenigstens gewesen sein. Wenn sie aber alle sind wie dieser Endymion, so sind die Engländer in dem Fall um ihren Geschmack wahrlich nicht zu beneiden. Etwas Langweiligeres und Ederes läßt sich nicht denken. Vom Standpunkt der Poesie und der Politik aus ist er gleich wertlos. Die Gestalten sind samt und sonders kraftlose Schwäpfer, es fehlt jede Spur einer gesunden Sinnlichkeit. Den lebenswürdigen Geist und die Grazie der Scribeshen politischen Damen und Herren lassen wir uns gerne gefallen, aber auch davon ist im Endymion nicht das mindeste zu finden. Immer nur endloses Gerede dieser Politiker und ihrer Freundsinnen, zwischen denen, wie es im sittenreinen Albion selbstverständlich ist, nur politische Beziehungen walten. Darum herum eine saden scheinige, gänzlich uninteressante Handlung. Der Roman ist nur als Schlafmittel zu benutzen. Dazu aber genügt auch ein einbändiges Werk. —1.

**Fallobst.** Wurmstichige Geschichten von Heinz Lovote. (Berlin, Verlag von Ad. Zoberbier, W., Mohrenstraße 10, 1890.)

Der Verfasser erklärt in der einleitenden Geschichte die Bezeichnung „wurmstichig“ folgendermaßen: „Was ich hier biete, will eben nichts Besseres und nichts Schlechteres sein, als vom tausenden Winde mutwillig vom Baume geschütteltes, mit weiser Vorsicht zu genießendes Fallobst.“ Was man also zuerst für Originalitätsucht und Reklamebedürfnis hielt, stellt sich nachträglich als ein bescheidenes Gesandnis heraus. Immerhin aber wäre es, um Mißverständnisse zu vermeiden, besser gewesen, etwa den Ausdruck „unreif“ zu wählen. — Übrigens, um erst zu werden: wenn Lovote seine Skizzen wirklich für so schlecht hält, warum bietet er sie uns eigentlich an? „Mit Vorsicht zu genießen?“ Warum nicht die saulen Früchte nicht weg und wartet, bis die reifen kommen? Denn das muß doch endlich einmal gesagt werden, daß es nicht genügt, daß ein Buch uns zeigt, der Verfasser hat Talent. Das zeigt auch dieser schwefelgelbe Band, aber selbständigen Wert besitzen die Geschichten, wie Lovote richtig erkannt hat, nicht den mindesten. Wir können also nur raten, und hoffen im Einverständnis mit dem Autor zu handeln, dieses Fallobst nicht einmal mit weiser Vorsicht, sondern gar nicht zu genießen. Der Maler behält sein Skizzenbuch für sich, und auch der Dichter braucht sich nicht in seine Werkstatt sehen zu lassen. Was uns hier geboten wird, sind sehr brauchbare Motive für größere Werke, vielleicht auch Abfälle und Schnitzel (in der Kunst „Paralipomena“ genannt) eines schon fertigen Wertes; wenigstens ist auch das Thema dieser vom Baum der Erkenntnis gefallenen unreifen Früchte nur Liebesrausch.

Demnach dürfte es unnötig erscheinen, das Talent des Verfassers, das, wie gesagt, auch hier sich zeigt, näher zu charakterisieren. Nicht nur unnötig, auch gefährlich für ihn: er ist sowieso schon bedenklich in Gefahr, daß seine guten Eigenschaften in Manier ausarten. Man betrachte nur die folgende Farbenschachtel, wo die Fülle der Beiwörter jede lebendige Anschauung ertötet.

„Von den Kirschbäumen, an deren schwarzen Ästen sich kleine, hellgrüne Blätterknospen schlüchtern entfalteten, fielen die schneeweißen Blüten auf den von den ersten wärmenden Strahlen der Frühlingssonne erweichten braunen Boden.“

Ein ähnliches Beispiel befindet sich auch Seite 3. Das ist die Rehrseite seiner Schilderungskunst.

Seine Sprache ist im allgemeinen einfach und nicht besonders reich, obwohl Lovote bestrebt ist, niederdeutschen Neubildungen Eingang zu verschaffen. Das kann er aber nur erreichen, wenn er Bücher schreibt, die nicht „mit Vorsicht“ zu genießen sind. —1.